

Lesen und Antworten – Repliken von Norbert Gutenberg

zur Festschrift

Denken und Reden – Rhetorik im Fächer-Dialog

herausgegeben von Gabriele Schega und Roland Forster

ISBN 978-3-7329-0626-0

Berlin, Frank & Timme 2021

Vorbemerkung

Anlaß zu diesen Antworten auf die Festschrift-Beiträge war die schlichte Tatsache, dass eine akademische Feier in Corona-Zeiten nicht denkbar war. 2021, als der Geburtstag ausfiel, habe ich mich noch auf die Nachfeier 2022 gefreut, bei der ich hätte auf die Beiträge eingehen können; mittlerweile glaube ich auch nicht mehr, dass es sinnvoll wäre, sie 2026 zum 75. Geburtstag nachzuholen.

Früher haben die Jubilare in persönlichen Briefen den Beitragern geantwortet. Aber wenn das Publikum die Beiträge lesen kann, warum nicht auch die Antworten? Da ein Druck nicht finanzierbar wäre, sind der Verlag und ich auf die Idee gekommen, die Repliken auf die Verlagshomepage zu stellen, wo jeder, der im Besitz der Festschrift ist - und sein wird - sie finden, lesen und sich auch herunterladen kann. Dass außer den Texten auch Audios auf der Homepage stehen, liegt letztlich an Wolfgang Haubrichs' Artikel: darin geht es um Witze, und wenn ich die Chance habe, den Witz mündlich zu erzählen, werde ich sie mir nicht entgehen lassen! Es lag nahe, nicht nur diese Replik hörbar zu machen... Eine Literaturliste braucht es weder visuell noch auditiv zu geben - sie findet sich schon in der Festschrift.

Vielen Dank an den Verlag für diese neuartige Publikationschance!



Einstieg

In den Zeiten von Corona wurden Festschriften nicht bei einer akademischen Feier dem Jubilar überreicht, sondern kamen mit der Post vom Verlag. Dann nämlich, wenn der Geburtstag, der gefeiert werden sollte, mitten im Lockdown lag. So wie mein 70. am 15.2.2021. Nun gut, dachte ich, das hat auch seine Vorteile. Wenn wir nämlich die Feier am 15.2.2022 nachholen, kann ich in meiner Geburtstagsrede auf die Beiträge eingehen, die ich dann ja gründlich gelesen haben werde. Wenn aber dann der 71. in einen der folgenden Lockdowns fällt, ja, dann muss man wieder verschieben. Im Sommer nachfeiern? Zum 72 Geburtstag? Alles halbgewalkte Ideen, keiner kommt von außerhalb zu irgendeiner schlappen Nachfeier. Vergessen wir es, der 70. Ist verpasst. Warten wir auf den 75. Falls wir den wirklich in Realpräsenz feiern können? Es wird auf keinen Fall eine zweite Festschrift geben, keine Angst. Und in der Zwischenzeit wird die Festschrift schriftlich kommentiert. Hier, liebe Beiträger, kommen die Reaktionen.

Mein Verhältnis zur Textsorte ‚Festschrift‘ ist durchaus ambivalent. In der Sprechwissenschaft hatte das Genre eine Geschichte, die peinlich war. Da gab es im Fach eine Person, die sich zum *praeceptor rhetoricae* stilisierte, zum Guru der Disziplin, ein Marx, der versuchte, auch noch Lenin und Stalin zu sein. Der Kult um diese Person äußerte sich auch darin, dass zu seinem 55. die erste Festschrift erschien, danach eine alle 5 Jahre, die letzte zu seinem 80. Das war auch insofern inflationär, als es andere Repräsentanten seiner Generation (und ihre Schüler) verleitete, ihrerseits den Markt mit Festschriften zu fluten, und das in einem wirklich sehr kleinen Fach. Die Flut verebbte, bzw. die Erscheinungsfrequenz wurde normaler. Ich selber reagierte lange Jahre phobisch auf die Vokabel Festschrift, weil ich in jenem Personenkult in die Rolle des Renegaten geraten war und auf keinen Fall selber ein Säulenheiliger werden wollte. Nun gab es an unserer Universität über einige Jahre eine sehr schöne interdisziplinäre Kooperation zwischen zwei Juristen, einem Altphilologen und mir. Wir waren das rhetorische Quartett der UdS, von manchen auch als Viererbande bezeichnet, machten interessante Projekte unter dem Sammeltitle ‚Entwicklungslabor akademische Beredsamkeit‘ -eins davon war die Begründung des studentischen Debattierclubs der UdS-, gründeten die Buchreihe ‚Saarbrücker Schriften zur Rhetorik‘ usw. usw. Max Herberger, einer der beiden Juristen, war der erste von uns, der in den Ruhestand ging. Natürlich auch nach einigen Verlängerungen, aber mit 70 war er dann endgültig Emeritus und bekam eine Festschrift nach den Gepflogenheiten der juristischen Fakultät: keine Festschrift vor dem 70. Geburtstag, niemals mehr als eine Festschrift. Ich beschloss, diese Regel für mich zu übernehmen, und signalisierte rechtzeitig im Kreis derer, die bei mir an der UdS promoviert hatten, dass ich eine Festschrift zum 70. Geburtstag angemessen fände, nach juristischem Ritus, unterdrückte allerdings ein Detail: bei den Juristen muss eine Festschrift mindestens 1000 Seiten stark sein, sonst ist der Jubilar blamiert. Das, fand ich, wäre denn doch zu viel der Jurisprudenz.

Eine Festschrift ist, falls auch noch andere als der Jubilar, die Herausgeber und die Beiträger selber sie lesen, eine Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze, die nur manchmal thematisch zusammenhängen. Diese anderen Leser, die es auch geben soll,

wundern sich dann häufig über die Inkohärenz des Bandes und suchen nach dem thematischen Bogen, den der Titel des Bandes doch behauptet. Aber wichtiger ist der Untertitel ‚Festschrift für...‘. Das sagt klar: such nicht nach der übergreifenden Thematik!

Das ist ganz sicher auch nicht die richtige Leseperspektive für den Jubilar; die zu finden war gar nicht so einfach. Manche Beiträge las ich erstmal wie ein Rezensent. Manche wie der Herausgeber eines Sammelbandes, manche wie ein Doktorvater. Ganz falsch. Die Jubilarperspektive ist eindeutig so: gleichviel, ob die Beiträge es intendieren oder nicht, was hat der Beitrag mit meiner wissenschaftlichen Biographie zu tun? Was evoziert er an Erinnerungen, an Projektideen, an fertige Projekte, an nie realisierte Projekte, an Begegnungen? Die wirklich interessante Frage ist: hat der Autor des Beitrages etwas von mir erwischt, oder, distanzierter formuliert, berührt der Beitrag etwas von mir, das wesentlich ist. Finde ich in den Beiträgen meine Lebensthemen wieder, auch ohne dass die Beiträger sie explizit kennen müssten? Also habe ich alles nochmal gelesen. Genau mit dieser Frage im Sinn.

Volker Linneweber

Zwischenräume



Gleich der erste Beitrag trifft ins Schwarze. Volker Linneweber hat einen Blick für Fächer, die sich in Zwischenräumen bewegen, vielleicht, weil er selber ein Grenzgänger zwischen Erziehungswissenschaft und Psychologie ist, besser: ein ‚Über-Gänger‘, ein ‚Migrant‘, der seine Herkunft nie verleugnete, dann zu den Begründern einer so ‚grenzwertigen‘ Teildisziplin wie Umweltpsychologie gehörte.

Die Interdisziplinarität gehörte immer zu den Grundcharakteristika der Sprechwissenschaft. Aber nicht einfach im Sinne von: Sprechwissenschaft ist die Summierung der Teile von Psychologie, Soziologie, Linguistik und so weiter, die sich mit mündlicher Kommunikation befassen. Das wäre dieselbe Kompilation, die die frühe Sprechkunde ausmachte, ein notwendiges Durchgangsstadium, aber noch nicht das eigentliche: die Untersuchung der Interdependenzen der psychischen, sozialen, sprachlichen etc. Dimensionen der Mündlichkeit. Wenn dann noch die Interdependenz von Gegenstandstheorie (Sprechwissenschaft) und Pädagogik (Sprecherziehung) mitbeansprucht wird, werden die Bezugsdisziplinen misstrauisch. Kann man denn wirklich in so vielen Disziplinen sich auskennen? Nun, es ist nicht einfach, aber mit einer umfassenden Neugier und der Lesekapazität eines Reißwolfs ist einiges möglich. Schließlich will man ja nicht in allen Bezugsdisziplinen forschen, sondern nur die aktuellen Ergebnisse rezipieren und miteinander integrieren.

Interdisziplinäre Forschung ist dann noch einmal was ganz anderes. Bei den schon erwähnten Projekten des rhetorischen Quartetts gab es eines, das die Frage stellte, ‚Ist die Vorlesung noch zu retten?‘ In den empirischen Bildungswissenschaften ist die Frage längst beantwortet. Ja, es muss Informationsinputs geben, viele Inhalte kann man sich einfach nicht über die Formen sozialen Lernens aneignen. Unsere Interdisziplinarität bestand darin, dass wir Vorlesungen aus Altphilologie und Jura wechselseitig besuchten und fallstudienmäßig analysierten. Unser Ergebnis war auch, dass Vorlesungen, gut gemachte, gebraucht werden. Methodologisch aber waren wir nicht wirklich interdisziplinär. Das galt erst für 2 Projekte, die ich mit den Kollegen aus den Bildungswissenschaften durchführte.

Das Erste war eine Evaluationsstudie, die ein Trainingsprogramm zur phonologischen Bewusstheit auf Wirksamkeit prüfte, mit dem Legasthenie bei Grundschulkindern verhindert werden sollte. Das zweite war eine Studie zur Ausbildungsreife saarländischer Hauptschulabsolventen in den 4 verbalen Schlüsselkompetenzen (sie ist nicht vorhanden) und die Entwicklung eines Trainingsprogramms, mit dem sie im letzten Hauptschuljahr erreicht werden kann (es geht). Für mich bedeutsam waren weniger die Ergebnisse -sie sind skurril genug-, sondern die Erfahrung der Zusammenarbeit mit den empirisch-sozialpsychologisch arbeitenden Bildungswissenschaftlern in beiden Projekten. Von Anfang an war mir klar, dass ich sehr

viel lernen würde über die Methodologie empirischer Forschung, die aufgrund signifikanter Zahlen Verallgemeinerungen erlaubt. Ich kannte ja nur die sprach- und sprechwissenschaftliche und phonetische Empirie von Fallstudien, die man ja nie verallgemeinern kann. Aber dass die Bildungswissenschaftler mir zuhörten, meine qualitative und auf pädagogischer Praxis beruhende Frageweise ernst nahmen, bei der Studie zur Ausbildungsreife gar mein Forschungsdesign akzeptierten, das war doch eine große und großartige Überraschung! Und es belegt die Relevanz von Grenzgängerkissenschaften, die Volker Linneweber herausstellt.

Ich weiß, dass er diese Einschätzung der Sprechwissenschaft schon immer hatte, auch bevor wir uns privat kennenlernen. Dass der ehemalige Präsident der Universität des Saarlandes dieses kleine Fach als Beispiel für seine Überlegungen zur Universitätsstruktur und Wissenschaftskultur heranzieht, zur Relevanz des nicht-linearen, nicht monothematischen Denkens im Wissenschaftsbetrieb, ist ein großes Kompliment.

Den pandemischen Zeitläufen ist es geschuldet, dass ‚Querdenker‘ zu der Zeit, als er seinen Beitrag schrieb, noch ein epitheton ornans war, mittlerweile aber in die Nähe einer Injurie rückt, nachdem es die rechtsgewirkten Verschwörungsideologen usurpiert haben. Das Wort ‚Theorie‘ ist für diesen Unsinn zu viel der Ehre, und sie sind auch keine Querdenker, sondern nur ‚Quer-stänker‘.

Bleibt uns das Zwischen-Denken, griechisch ‚dia‘ kann ‚zwischen‘ bedeuten, ‚logos‘ heißt nicht nur ‚Wort‘, sondern auch sein Inhalt: Gedanke. Den ‚Dia-log‘ werden uns die halb gebildeten Verquerdenker wohl kaum wegnehmen, allein schon, weil sie nicht bereit sind, in ihn einzutreten.

Ulrich Nortmann

**Klarheit ist eine Zier, doch an den Grenzen des Sagbaren:
was rätst du mir?**



Ulrich Nortmann publiziert normalerweise Bücher wie ‚Unschärfe Welt? Was Philosophen über Quantenmechanik wissen möchten‘ (2008) oder ‚Im Kopf die Unendlichkeit. Fesselung und Entfesselung des Denkens durch Mathematik‘ (2015).

Dass er sich mit vergleichsweise anspruchslosen philosophischen Fragen beschäftigt, z.B. mit der, wie Wittgensteins Klarheitsapodiktik zu beurteilen ist, ist schon erstaunlich. Aber was will er für einen Jubilar schreiben, der eingestanden hat, dass er die Nortmannschen Bücher immer nur so lange zu verstehen glaubt, wie keine Formelsprache vorkommt? Dieses Eingeständnis kommt nicht aus der Arroganz vieler Kultur- und Geisteswissenschaftler, die stolz sind, von Naturwissenschaften nichts zu verstehen, weil sie glauben, Bildung bestehe darin, nicht rechnen zu können. Nein, mein Eingeständnis ist eher beschämt, demütig und ein bisschen neidisch, weil ich denke, dass es ein Irrtum ist, Kultur und Gesellschaft als von der Materialität (und Immaterialität) der Natur strikt getrennte Sphären zu beanspruchen. Obwohl Ulrichs Fragestellung tatsächlich eins meiner wissenschaftlichen Lebensthemen betrifft, Denken Sprache, Erkenntnis, Wahrheit, will ich mich hier nicht in die Nortmannschen Denkstränge einfädeln: aus der rhetorischen Tradition, aus meiner Schleiermacherlektüre heraus gäbe es eine Menge zu sagen. Aber wenn dieser Philosoph der Naturwissenschaft, dem es niemals einfallen würde, an einer Realität zu zweifeln, die unabhängig von unserem Bewusstsein existiert, sich den Wittgenstein vornimmt, aufzeigt, dass das ‚klar sagen‘ nicht ein für allemal gegeben ist, dass perspicuitas in jedem einzelnen Fall erarbeitet werden muss, dass Denken und Sprache sich miteinander und aneinander entwickeln, dann erfreut das den Kulturwissenschaftler ungemein, dem die Relativität, Vorläufigkeit, Historizität letztlich hermeneutischer Erkenntnis wohl bewusst ist, der aber dennoch an einem korrespondenztheoretischen, nicht-konsensualistischen, nicht-konstruktivistischen Wahrheitsanspruch festhält. Nur dieser Wahrheitsbegriff räumt die Möglichkeit des Irrtums ein.

Wenn er dann die bei Platon aufkeimende Dialektik entfaltet, die darin besteht, dass das ‚Nicht-Seiende‘ eben doch ‚irgendwie sei‘, und dass die Philosophie daran arbeitet, solche Gedanken irgendwie auch formulieren zu können, zunächst eben unklar, und mit der weitergehenden Arbeit an Begriff und Sprache immer klarer, dann freut mich das umso mehr, weil ich im dialektischen Denken immer den Königsweg der Erkenntnisgewinnung gesehen habe.

Um gegenüber Wittgenstein ein ganzes Stück unfreundlicher zu sein als Ulrich, der bei ihm nur einen Anlass gefunden hat, um die Interdependenz von Sprache und

philosophischem Denken zu erläutern: der so apodiktisch daherkommende Wittgenstein ist sprachlich unsauber!

Wer von etwas nicht sprechen KANN, der schweigt nicht, der ist verstummt. Schweigen ist das, was einer tut, der von etwas nicht sprechen WILL, obwohl er es könnte.

Richard Fiordo

**A Teleological Approach to Teaching Written Rhetoric:
Purpose, Content, and Style**



Richard Fiordo ist hier stellvertretend für meine amerikanischen Bezüge, die in den 80er Jahren am stärksten ausgeprägt waren. Damals war ich mehrfach während der deutschen vorlesungsfreien Zeit im Sommer in den Vereinigten Staaten, reiste von Universität zu Universität als Guest Lecturer oder lehrte auf Summer Schools oder besuchte Tagungen der US-Schwesterorganisation NSA, National Speech Communication Association. Später wurde das Speech aus dem Namen getilgt, NCA, National Communication Association. Dass hier nur Richard mitschreibt, liegt daran, dass er der einzige ist, zu dem der Kontakt nie abgerissen ist. Und auch daran, dass er noch relativ jung ist. Herman Cohen von der Pennsylvania State University, der 1990 Gutachter bei meiner Habilitation in Halle war, ist verstorben. Ebenso Dan Ecroyd aus Philadelphia. Andere wie Janet Larson Palmer haben längst die Academia verlassen und gutgehende Beratungsfirmen gegründet. If you are smart enough to make money, why are you a University Professor? Andere wie Dwight Conquergood aus Evanston, Illinois und Elizabeth Fine aus Blacksburg, Virginia, und Isaac Cat aus Chico, California, habe ich schlicht aus den Augen verloren. Das hat auch damit zu tun, dass meine Orientierung sich seit 1989 änderte. Politisch, wissenschaftlich, biographisch wurde die DDR, besonders Halle, interessant, und so fuhr ich nicht mehr in die USA, sondern ging 1990 im Rahmen eines DAAD-Programms in die DDR, seit dem 3.10.1990 nach Sachsen-Anhalt, an die MLU Halle-Wittenberg, wobei das ML nicht für Marxismus-Leninismus stand, sondern für Martin Luther. Die Hallesche Sprechwissenschaft war für uns Westler faszinierend, weil sie im Unterschied zu uns die universitäre Etablierung geschafft hatte. 1990 gab es im Westen keine sprechwissenschaftlichen Diplom- oder Magisterstudiengänge oder gar Promotionen. Mein erstes wirklich **sprechwissenschaftliches** Examen war die Habilitation in Halle. Aber wie in den USA (dort weit fortgeschritten) hatte auch in Halle die Dissoziation von Sprechwissenschaft und Sprecherziehung begonnen. Eberhard Stock war ein großartiger Wissenschaftler, der aber auch im eigenen Selbstverständnis kein Sprecherzieher mehr war. In den USA war dieser Prozess sozusagen an sein Ende gelangt. Das Fach war nicht mehr ‚quer‘ (s.o.). Man erforschte die Rhetorik des 18. Jahrhunderts, andere machten Kurse in Public Speaking. Ich habe in der SCA, später NCA, keinen Universalisten angetroffen, der ähnlich wie Geißner (das ist der Guru aus der Einleitung) oder ich sowohl Wissenschaftler wie Erwachsenenbildner war und versucht hätte (ob es uns gelungen ist, sei dahingestellt), in der ganzen Breite des Fachs forschend und lehrend zu Hause zu sein.

Als ein Beispiel für diese Entwicklung in den USA werte ich die Tatsache, dass der Terminus ‚Rhetorik‘ auch innerhalb des Fachs seine Bindung an den techne-Begriff verloren zu haben scheint. ‚Rhetoric‘, philosophisch ist das Burke zuzuschreiben, scheint diffus alles kulturell- sprachlich-bedeutungshafte zu meinen. Die ‚Sprache der Schule‘ -im Sinne von, in welcher Lexik und Stilistik wird in der Schule und über sie

geredet und geschrieben?- wäre im Englischen ‚The Rhetoric of Education‘. Nur so ist plausibel, warum der Rhetorikpraktiker Richard Fiordo einen Beitrag beisteuert, der den ‚Teleological Approach to Teaching Written Rhetoric‘ neu begründet. Für Aristoteles ist das trivial!

Lutz Goetze



Eristische Dialektik. Oder: eine Anleitung zur Rechthaberei

Mit Lutz Götze verbindet mich unter anderem, dass wir beide allergisch auf Schwachsinn reagieren. Am unerträglichsten ist mir der Schwachsinn, den ich bei mir selbst entdeckte. Dazu zählt zum Beispiel, dass ich früher in offiziellen Texten durchaus mit der Schrägstrich-Methode graphisch gegendert habe, auch wenn es sich nicht um konkrete Personen handelte oder Sexus thematisch war, statt korrekt generisches Maskulinum zu verwenden. Seit ich mich mit dem Thema wissenschaftlich gründlich beschäftigt habe, nenne ich das Schwachsinn. Wie alle, die heute gendern, dachte ich, das Gendern sei fortschrittlich und befördere Diskriminationsfreiheit. Falsch. Siehe den Verweis auf mein Gender-Pamphlet weiter unten. Schwachsinnig finde ich nicht die feministische und diskriminierungskritische Motivation, beileibe nicht, schwachsinnig ist die linguistische Begründung, die zu grammatischem Schwachsinn führt.

Götzes Beitrag ist eine solche allergische Reaktion auf aktuellen Schwachsinn. Dass ich seine Kritik der Verschwörungsmystiker S. 64 teile, versteht sich; dass er sich ohne weiteres der Texte zur Trugschlussanalyse und Manipulationskritik bedient, die Peter Riemer, Stefan Weth, Max Herberger und ich (das oben erwähnte rhetorische Quartett) herausgegeben haben, freut mich sehr.

Es gab einen permanenten Schwachsinn, dem Lutz und ich an der UDS ausgesetzt waren, solange wir in der Fachrichtung Germanistik arbeiteten, also bis zu unserem Ausscheiden in den Ruhestand. Dieser Schwachsinn hatte einen Namen: ‚Rand-Germanistik‘. Die Damen und Herren von Literaturwissenschaft, Linguistik und Mediävistik bezeichneten ihre eigenen Fächer als ‚Kern-Germanistik‘, Deutsch als Fremdsprache und Sprechwissenschaft und Sprecherziehung als ‚Rand-Germanistik‘. Von diesen Kernen aus erschien Deutsch als Fremdsprache als eine Spielart von Deutschdidaktik, nur eben für fremdsprachige Lerner. Dass aus der interkulturellen Perspektive sämtliche Kerne der Germanistik völlig neu zu schrotten waren, wie es nicht nur für den sprach-, sondern auch für den literaturwissenschaftlichen Aspekt Lutz Götze vormachte, bis hin zu einer kulturelle Kategorien einbeziehenden Neukonzeption von Grammatik, bemerkten sie nicht, weil sie nichts lasen außer ihrer engstirnigen, generativen Transformationsgrammatik. Aus demselben Grund und noch einigen anderen (s.u.) hatten sie auch keine Ahnung, dass das sprechwissenschaftliche Konzept von Mündlichkeit um einiges differenzierter ist als das der gesprochenen Sprache oder der Gesprächsanalyse, dass die sprechwissenschaftliche Rhetorikauffassung die reduktionistischen Konzepte literarischer Rhetorik (= Figurenlehre) oder einer linguistischen Neuformulierung rhetorischer Trivialitäten ohne jede Kenntnis der Rhetorikgeschichte einfach deklassiert. Die anderen Gründe (s.o.) waren eben das Vorurteil, dass diese Sprechpädagogik für Lehramtsstudierende natürlich keine Theorie- oder Forschungsdimension haben kann. Sie waren eben richtige Anti-Linneweber, die Kerngermanisten, weil sie die Eigenart dieses Faches, seine Theorie-Praxis-Verschränkung, seine Interdisziplinarität einfach nicht verstanden

hatten. Gegenüber den kernigen Germanisten waren Lutz und ich immer ein Herz und eine Seele, aber in anderen Kontexten reagierten wir auch durchaus allergisch aufeinander. Dann nämlich, wenn einer das, was der andere sagte oder schrieb, für Schwachsinn hielt. Das war nicht oft, aber mitunter sagte meine Frau zu mir: ‚da habt ihr euch aber ganz schön angeföhnt‘.

Die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten, ist groß, wenn man sich ärgert. Deswegen an dieser Stelle einige Relativierungen, denen hoffentlich auch Lutz zustimmen wird.

Nicht alle Linguistikvertreter sind hier gemeint. Ausnahme war zum Beispiel Barbara Sandig. Sowohl Lutz als auch ich waren mit ihr in einem angenehmen wissenschaftlichen und persönlichen Dialog.

Die Literaturwissenschaftler waren insgesamt dialogbereiter als die Linguisten. Das gilt insbesondere für Ralph Bogner, mit dem ich das Interesse an der deutschsprachigen Literatur der Bukowina teilte. Wir machten ein gemeinsames Seminar dazu mit einer Exkursion nach Czernowitz.

Bernd Auerochs und Wolfgang Haubrachs sind ganz besondere Ausnahmen, auf die ich ja noch zu sprechen kommen werde.



Francesca Vidal

Das Problem mit der Glaubwürdigkeit

Gefreut hat mich, außer dass Francesca Vidal überhaupt einen Beitrag geschrieben hat, vor allem die Tatsache, dass die Argumentation der Autorin aus sprechwissenschaftlicher Sicht unbedingt zustimmungsfähig ist. Schließlich ist ihr wissenschaftlicher Hintergrund institutionell überhaupt nicht sprechwissenschaftlich. Aber der Rückbezug auf die Rhetoriktradition ist der Tübinger Rhetorik und dem Teil der Sprechwissenschaft gemeinsam, der eben nicht nur die sprechkundliche Rhetorik des 20. Jahrhunderts und die moderne Ratgeberliteratur rezipiert, sondern gründlich die antike Rhetorik studiert hat. Gerade die antike Dreiheit von Ethos, Pathos und Logos hätte so manchen Sprechtrainer vor dem Reduktionismus von Sach- und Beziehungsaspekt und ähnlichem bewahren können. Ich will auch auf ihren Beitrag nicht inhaltlich eingehen, sondern freue mich, einem ähnlich differenzierten und ganzheitlichen Argumentationsbegriff zu begegnen, wie ich ihn hoffentlich selber vertrete.

Die Tübinger Rhetorik hat in der Vergangenheit mitunter sehr kritisch, fast möchte man sagen phobisch auf manche Sprechwissenschaftler reagiert. Die Attacke Hetheys auf Geißner konnte man noch als Ausdruck von Fächerkonkurrenz verstehen. Die Polemik Wiegmanns gegen meinen Ästhetik-Begriff wäre dagegen vernichtend gewesen, wenn sie denn zutreffend gewesen wäre. Hier ärgerte sich ein Vertreter eines genieästhetischen Konzeptes des 18. Jahrhunderts über den Versuch, Kunst und Ästhetik so zu fassen, dass alle menschlichen Lebensäußerungen in den Blick kommen konnten, ein Versuch, diese Konzepte von aller transzendentalphilosophischer Aufladung zu befreien, die Überhöhung der Kunst zu einem Realitätszugang eigenen Rechts und einem eigenen Erkenntnispotential zu beenden.

Nun ja, seit Knappe stellt sich das Tübinger Seminar anders zur Sprechwissenschaft, seit Dietmar Till da ist, erst recht, und Francesca Vidal und ich haben in der Leitung des Studiengangs ‚Business Communication and Rhetoric/ Unternehmenskommunikation und Rhetorik‘, ein gemeinsamer Weiterbildungsmaster der Universität des Saarlandes und der Universität Koblenz/Landau, sehr angenehm und erfolgreich zusammengearbeitet. Ich hatte diesen Studiengang für die beiden Universitäten konzipiert und auf den Weg gebracht. Seit meinem Ausscheiden leitet sie ihn alleine.

Der Beitrag liefert ein Stichwort, das für alle im weitesten Sinne kommunikationspädagogisch Arbeitenden eine Schlüsselkategorie bezeichnet: Glaubwürdigkeit. Es besteht ein ganz besonderes Verhältnis zwischen Ethos, Pathos und Logos in der pädagogischen Konstellation. Die Glaubwürdigkeit des dargebotenen Inhalts und die Glaubwürdigkeit des Lehrenden sind Zentralmomente des pädagogischen Prozesses. Es scheint selbstverständlich zu sein, dass wir die Normen, die wir vermitteln, selber erfüllen, dass wir die Fähigkeiten, die wir zu entwickeln versprechen, selber besitzen. Das ist trivial bei den Elementarprozessen: wer die Standardaussprache nicht beherrscht, kann sie nicht unterrichten. Aber sind die

Rhetorik-Lehrer denn immer selber die perfekten Argumentierer, Zuhörer und Gesprächsleiter? Die Frage hat mich mein ganzes Erwachsenenbildnerleben beschäftigt. Sie tut es immer noch, weil meine Glaubwürdigkeit als Trainer, Coach, Berater, Supervisor davon abzuhängen scheint, ob ich selber praktiziere, was ich als Norm, Ziel, Sollwert propagiere. Es ist in einer Hinsicht leicht, im Bereich der Elementarprozesse, die wichtigsten Normen zu erfüllen – Standardausprache ist eine Frage der Übung, wenn man sie nicht quasi muttersprachlich beherrscht. Aber zuhören und argumentieren können, kooperativ agieren in Gesprächen, sie souverän leiten können, so dass sie effizient sind und alle Teilnehmer sich respektiert fühlen - das sind Kompetenzen, die bei uns allen beeinträchtigt sind, die wir in einer Gesellschaft leben, in der Kommunikation immer auch systematisch verzerrt ist. Wir alle tragen Kommunikationsnarben, die uns den Ansprüchen von Kommunikationseffizienz und Kommunikationsethik nicht immer genügen lassen - auch wir Kommunikationstrainer! Selbst wenn unsere Gesprächsfähigkeit besser entwickelt sein mag als die unserer Klienten, auch sie kommt an ihre Grenzen. Auch im pädagogischen Setting. Glaubwürdig können wir dann als Trainer nur bleiben, wenn wir in der Lage sind, diese Grenzen seminaröffentlich zu analysieren und zu reflektieren. Letztlich ist es die alte didaktische Weisheit des Lehrers: wenn du Fehler zugibst, verlierst du keine Autorität, du gewinnst sie.

Kerstin H. Kipp



Rhetorische Strategien der Frauen – von der Antike bis in die Gegenwart

Noch viel weniger als bei anderen Beiträgen will ich hier in eine inhaltliche Debatte einsteigen. Gerade das Thema dieses Beitrags erinnert mich an einige sehr schwierige Auseinandersetzungen als Leiter der Prüfstelle der DGSS. Bevor es an der UdS einen Master- Abschluss in Germanistik mit Schwerpunkt Sprechwissenschaft gab, studierte man bei mir Sprechwissenschaft und Sprecherziehung nach den Studien- und Prüfungsordnungen der DGSS. Besonders in den 80er und 90er Jahren war das mitunter sehr aufregend. Zum Beispiel gab es einige feministisch engagierte Studentinnen, die mit ihren Examensarbeiten zur Sprecherzierprüfung gleichzeitig Probleme bewältigen wollten, die sowohl biographisch als auch politisch existenziell waren. Ich war damals zu unerfahren, um zu sehen, dass solche Themen für Examensarbeiten völlig ungeeignet sind, weil jede wissenschaftliche Kritik sofort als Parteinahme oder Angriff auf Lebensüberzeugungen aufgefasst werden konnten. Und so hatte ich dann mehrere Examensarbeiten, in denen junge Frauen versuchten, feministische Auseinandersetzungen zu führen und Lebensprobleme zu lösen. Gerade auch im Bereich Rhetorik für Frauen, feministische Rhetorik und so weiter. Das waren dann auch persönliche Auseinandersetzungen mit mir, der ich für sie der Prototyp des Macho-Patriarchats war. Natürlich sind unsere wissenschaftlichen Themen immer auch unsere Lebensthemen. Aber für diese Kandidatinnen (es gab für ein anderes Lebensanliegen auch einen männlichen Kandidaten) waren das gar keine wissenschaftlichen Themen. Sie arbeiteten etwas biographisch-existenzielles ab und waren an dem wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt, der ja auch möglich war, nicht wirklich interessiert.

Meine Generation hat auch an einem Ismus gehangen, der dazu führte, dass die Achtundsechziger und ihre etwas jüngere Anschlussgeneration, zu der ich gehöre, nichts gelten ließen, was nicht das Etikett ‚fortschrittlich‘ trug. Was damals, in meiner Prüfstellenleiterzeit 1980 bis ca. 1995, eine eher individuell-biographische Auseinandersetzung war, bei der es um die jeweilige subjektive Befindlichkeit ging, ist seit wenigstens einem Jahrzehnt zu einer moralisierenden Bewegung mit kulturhegemonialem Anspruch geworden. Und da ist die Parallele zu unserer sozialistischen Besserwisserei der 70er Jahre. Dass mich das Thema dieses Beitrags an den Anspruch der wokeness-Adepten auf Meinungsführerschaft erinnert, dürfte verständlich sein. Das heißt aber nicht, dass ich Kerstin Kipp hier irgendeinen Fanatismus unterstelle. Immerhin gendert sie nicht einmal in ihrem Artikel - muss sie vielleicht auch nicht, weil ohnehin immer nur von Frauen die Rede ist.

Wahrscheinlich wird man (vor allem werden das Feministinnen tun) es meinem Machismo zurechnen, dass ich das sage: es gibt keine weibliche Rhetorik. Die techne ist genderneutral. Natürlich gibt es Argumente, die auf Frauen zielen, aber das macht nicht die Rhetorik weiblich. Auch Kerstins Beispiele belegen nicht eine Weiblichkeit der Rhetorik, sondern nur, dass unter Umständen Frauen andere Argumente benutzen oder

auf andere Argumente ansprechen als Männer. Aber das gilt für Alters- und Kulturdifferenzen auch. Nichts ist ein Argument, was nicht ein Argument für den Adressaten ist. Und Julia Günthers Dissertation (die letzte bei mir – hélas!) zeigt: abgesehen von der Stimmlage gibt es in Polit-Talkshows bei den Moderatorinnen noch nicht einmal eine typisch weibliche Prosodie!

Christa M. Heilmann

Die Diätetik der antiken Rhetorik – ein Streifzug aus der Sicht der Moderne



Mit geradezu kulinarischem Genuss habe ich den Beitrag von Christa Heilmann gelesen. Ein Teil des Vergnügens kommt daher, dass Heilmann erstaunlich wenig Schwachsinn referieren muss. Das ist bemerkenswert angesichts der Rhetorik-Mythen um Demosthenes: Kieselsteine im Mund gegen Stottern, Schreien gegen die Brandung als Stimmbildung. Dass die Rhetorik auch diese kulinarische Seite hat, war mir überhaupt nicht klar, aber ich fühle mich auch unter diesem Aspekt in meinem Fach zu Hause. Es passt zu meiner Lust am Kochen und Bewirten, was zu rhetorischen Wirkungsmitteln weniger in Sachgesprächen gehört als in Personengesprächen: Gelage mit Freunden, Grillabende, Sommerfeste (anders als weiter unten die Bankette und Geschäftsabschlüsse). Wer in der Tradition französischer Küche aufgewachsen ist, der weiß, dass wirklich gutes Essen immer schon die Grundlage körperlicher Gesundheit war und also auch der stimmlichen Gesundheit. Ein gut gefüllter und auch wieder geleerter Weinkeller ist zwar nicht unbedingt stimmhygienisch relevant, wohl aber ein reichhaltiges Tee-Regal. Dabei geht es weniger um die eigentlichen, koffeinhaltigen Teesorten, was im chinesischen Chá heißt, tea oder thé im Französischen -das gab es in der mediterranen antiken Welt gar nicht-, sondern was im Deutschen ‚Tee‘ im Zusammenhang mit Hagebutten oder Pfefferminze heißt. Im Französischen sind das ‚infusions‘ oder ‚tisanes‘ (aus dem englischen ‚tea sane‘ - gesunder Tee).

Anders als die Kräuter und Früchtetees mögen ja die Weine stimmbildnerisch eher nebensächlich sein, außer dass Grölen bei Alkoholabusus natürlich die Stimmlippen überstrapaziert, aber rhetorisch sind sie durchaus relevant. Sie können zu den nichtsprachlichen Wirkungsmitteln in rhetorischen Prozessen gehören. Vom kulturellen Symbolismus des Messweins bis zum stimmungsbeeinflussenden Konsum bei Geschäftsessen, die manchmal an Kaminfeuern ausklingen, an denen edle Spirituosen mit teuren Zigarren kombiniert sowohl opulente Bankette als auch profitable Abschlüsse besiegelten. Das schreibe ich im Präteritum, weil die Zigarren mittlerweile kulturell obsolet geworden sind.

Das Rauchen, von dem die Rhetoriker der Antike zu ihrem Glück nichts wussten, war immer die einzige biochemische Einwirkung auf die Stimme, die mich als Sprecher und Sprecherzieher intensiv beschäftigt hat. Wenn Sänger und Schauspieler irgendwelche Kräutertees tranken, die ihrer Stimme guttun sollten, oder Kräuteraufgüsse inhalierten, dann löste das eher ein Achselzucken bei mir aus. Globuli waren auf derselben Ebene. Aber das Rauchen nahm ich immer sehr ernst. Ich war selbst bis 2005 ein starker Raucher, ca. 80 Zigaretten täglich, habe aber nie eine stimmliche Beeinträchtigung gespürt. Das ist Glückssache. Meine Schleimhäute sind offenbar unempfindlich genug, um eine derartige Beanspruchung zu ertragen, aber ich weiß von anderen, bei denen Rauchen eine sehr starke Wirkung auf die Kehlkopfschleimhäute hatte. Ich habe deswegen in der Zeit, in der ich Stimmbildung mit Schauspielern und

Schauspielstudenten machte, immer sehr auf das Rauchen geachtet. Anamnestisch und diagnostisch faszinierend am Rauchen ist zudem sein Stellenwert als Suchtmittel, sowohl gesellschaftlich als auch individualpsychologisch und in der leibhaften Dimension. In meiner Erinnerung ist Rauchen die exemplarische Sucht, der Zwang, es zu tun, in Erwartung einer Erfüllung, die niemals eintritt. Das gierige Saugen an der Zigarette und das Inhalieren bis in die Lungenspitzen sind der Prototyp der sich Genuss einverleiben wollenden Sucht. Und dabei bleibt man doch immer leer. Wer mit dem Rauchen beginnt, oder eine Zigarette raucht nach einer langen Abstinenz, der verspürt eine physische Wirkung, ein Kribbeln in den Adern, eine leichte Dizziness im Kopf. Da weiß man, warum man es tut. Aber schon bei der nächsten Zigarette rauchst du nur noch, um Entzugssymptome zu vermeiden. Das ist beim Alkohol nicht ganz so. Du spürst ihn immer. Und du trinkst auch nicht, um die Entzugssymptome zu vermeiden. Als Droge ist Rauchen exemplarisch, es ist zwanghaft und bringt rein gar nichts. Eine Droge ist sehr schnell ein Mittel, um ihren Entzug zu ertragen.

Sprechwissenschaftlich ist Rauchen interessanter als Trinken. Zwar haben beide mit Oralität zu tun, Sprecherzieher müssen saufen und qualmen, weil sie oral fixiert sind, aber das Rauchen hat eben mit dem Atmen zu tun! In alten Filmen kann man sehen, wie Sprechatmung an der Zigarette funktioniert: für den nächsten Sinnschritt gleichzeitig einatmen und inhalieren und dann Rauch ausatmend phonieren. Der Gipfel der Erotik, wenn es vamphaft wirkende Frauen tun. Der Gipfel der Virilität, wenn es Humphrey Bogart oder Sean Connery tun.

Von den blöden Klischees ist das Stimmhygieneklischee noch das am wenigsten blöde: ein Sprecherzieher raucht nicht - und seit 20 Jahren hilft die Alltagskultur doch sehr dabei!

Peter Riemer

**Antigones umstrittenes Enthymem (Soph. Ant. 904-912)
bei Aristoteles und Goethe**



Der Beitrag von Peter Riemer ist in vielerlei Hinsicht der Ausdruck einer sehr tiefgehenden Verbindung zwischen Sprechwissenschaft und klassischer Philologie. Mal ganz abgesehen von meiner eigenen lateinischen und griechischen Schulbildung, mein akademischer Lehrer, der zu Anfang apostrophierte Festschriften-Guru, war Student der klassischen Philologie bei Helmut Rahn, dem Herausgeber der Quintilianschen ‚Institutio‘. Und auch andere Fachvertreter hatten eine Nähe zur klassischen Philologie. Das hat leider nachgelassen.

Peter Riemer war nicht nur Teil des schon erwähnten rhetorischen Quartetts, sondern er, Ulrich Nortmann und ich waren auch ein Trio, das immer im Wintersemester ein Seminar hielt, in dem ein griechischer Text im Original gelesen und diskutiert wurde. Zum Beispiel über 2 Jahre hin die Rhetorik des Aristoteles. Auf die Diskussion des Enthymembegriffs dort spielt Peters Thema an. Ich glaube, es war auch in unseren Seminaren über die Rhetorik des Aristoteles, dass wir über eine philosophische Debatte der Lösung eines philologischen Problems näherkamen. Einzelheiten weiß ich nicht mehr, da müssten wir uns alle drei zusammensetzen, um das zu rekonstruieren. Die Rhetorik des Aristoteles ist ja kein einheitliches Werk, sondern ein Textkonglomerat, in dem viele Stellen nicht in einem gesicherten Wortlaut vorliegen. Also gibt es philologische Diskussionen, welche Textfassung die Authentischste ist usw. Auf eine solche philologisch umstrittene Stelle waren wir gestoßen, diskutierten aber inhaltlich über den Enthymem-Begriff (Ulrich und ich), wobei sich herauskristallisierte, dass eine bestimmte Auffassung inhaltlich überhaupt nicht konsistent war. Worauf Peter sagte, ‚Ja, wenn das so ist, dann ist Textfassung XY falsch‘. Das war ein für uns alle drei ein beglückendes Erlebnis, und ich ärgere mich, dass es mir nicht gelingt, die konkrete Diskussion zu rekonstruieren. Immerhin illustriert die Anekdote die Fruchtbarkeit einer solchen Kooperation. Da ist ein Philosoph der Naturwissenschaften, der Griechisch fließend liest, ein Altphilologe von Rang, der zum Beispiel ein ciceronianisches Latein zu schreiben in der Lage ist, und ein Sprechwissenschaftler, der zwar Griechisch längst nicht so flüssig liest wie der Philosoph, aber die techne-Dimension des Aristoteles selber praktiziert, und die finden zusammen in einem hundertfach analysierten Text neue Sachen.

Mit der Auswahl eines Dramentextes berührt Peter eine andere Arbeitsverbindung, die wir miteinander hatten. Am Institut für Klassische Philologie gab es zweimal eine studentische Theatergruppe, die sich mit griechischen und lateinischen Stoffen befasste, ‚Dido und Aeneas‘, ‚Medea‘. Es handelte sich natürlich immer um deutschsprachige Texte. Ich war in beiden Projekten der ‚Sprechmeister‘, unterstützte die Regie auf der Ebene der sprecherischen Umsetzung. Das wiederum ist Ausfluss eines der nicht universitären Teile meiner Berufsbiographie, des Teils, der mit Theater zu tun hat. Als Peter mich einlud, an diesen Theaterproduktionen mitzuarbeiten, aktivierte

das mächtig meine Erinnerungen an meine Gastprofessuren an der HdK von 1975 bis 1978 (in der Zeit habe ich auch am Gripstheater als Sprecherzieher mitgearbeitet) und an meine Arbeit am Stuttgarter und Bochumer Theater unter den Intendanten Peymann.

Die Arbeit als Sprechmeister an den Theatern war interessant, aber ich wäre doch mit der Fokussierung auf Theater und Schauspielausbildung auf Dauer nicht zufrieden gewesen. Die Breite des Fachs und vor allem der wissenschaftliche Anspruch hätten gefehlt. Das Theater und die Schauspielschule habe ich nur in Ausnahmefällen als eine intellektuelle Veranstaltung erlebt. Die Dramaturgen Peymanns, Hermann Beil und Vera Sturm, boten so etwas. Aber ansonsten war das Milieu für einen philosophisch orientierten Intellektuellen nicht sehr anregend, vor allem nicht die Schauspielausbildung. So war es nicht schwer, mich für die Geißner-Nachfolge an der UdS zu entscheiden und nicht mit der Peymann-Truppe an die Wiener Burg und die dazu gehörende Schauspielschule zu gehen.

Schmunzeln musste ich, als meine jüngste Tochter, die Schauspielerin ist, über die intellektuelle Ödnis an den Theatern klagte.....

Hans Martin Ritter

**ZeilenSprünge und andere ZwischenRäume.
Schritte in den ästhetischen Raum**



Das Gespräch mit Hans Martin Ritter hat erst spät so richtig begonnen. Das hat auch damit zu tun, dass unsere Kunstauffassungen in der philosophischen Grundlegung wirklich sehr verschieden sind, um nicht zu sagen gegensätzlich. Ich werde nie vergessen, mit welchem ungläubigem Erstaunen er in einer Debatte nach einem Vortrag von mir sagte: ‚Und der Zweck der Kunst soll Unterhaltung sein?‘

Er vertritt einen inhaltlich begründeten Kunstbegriff. Ästhetische Erfahrung ist ihm ein ganz eigener Weltzugang, dem sonst nichts verwandt ist. Ich will nicht an dieser Stelle die Unterschiede zwischen uns diskutieren, etwa warum ich sehr wohl das ‚laute Vorlesen‘ für ein Sprechen halte, wenn es denn ein Sprechdenken ist und kein Runterlesen. Wichtig ist mir hier anderes: der Dialog mit Hans Martin Ritter ist ein sehr schönes Beispiel dafür, dass Meinungsstreit in tiefem wechselseitigen Respekt und reziproker Wertschätzung stattfinden kann, auch wenn er zu keinem Konsens führt, sondern nur (?) die Begründungen für den Dissens differenzierter macht. Ich will stattdessen hervorheben, dass ich begeistert bin von seiner Auffassung der Zeilensprünge S. 143. Das ist ein Beispiel für die konkreten Punkte, an denen wir uns treffen. Das Enjambement ist Textstruktur, die realisiert werden muss. Hans Martin begründet das anders als ich: so what? Unsere Rezeption Brechts verbindet uns, wenn wir auch den Brecht durchaus unterschiedlich lesen. Beide mögen wir Rilke, Hans Martin lieber die Prosa, glaube ich, ich eher die Lyrik. Wir treffen uns auch oft in Qualitätsurteilen über Literatur und Theater, und wenn wir einmal im Einzelfall nicht einig sind, so halten wir doch beide daran fest, dass das Ästhetische nicht beliebig ist, nicht der Rezipient alleine bestimmt, sondern dass es in der Kunst ein ‚gut‘ und ein ‚schlecht‘ gibt.

Ich habe auch den Sprecher, Rezitator, Rhapsoden Ritter immer bewundert. Zwar sind auch hier, beim Textsprechen, unsere Stile und Grundhaltungen sehr verschieden. Aber gerade bei meinem Ästhetikverständnis muss klar sein, wenn man einem Könnern begegnet, muss man sein Können genießen. Das, lieber Hans Martin, meine ich mit ‚Unterhaltung‘! Auf eine Seite seines Könnens bin ich richtig neidisch. Er ist nicht nur ein virtuoser Sprecher, sondern auch ein großartiger Musiker. Er kann nicht nur den Brecht, sondern auch den Weill und den Eisler. Ich muss mich dagegen mit dem Sprechen begnügen. Ich hoffe, er ist ein bisschen neidisch darauf, dass ich es nicht nur auf Deutsch kann.

In letzter Zeit haben wir überlegt, ob wir einen Weg finden, zusammen auf dem Podium zu stehen. Bis jetzt haben wir noch keinen Autor gefunden, auch kein anders bestimmtes Format. Dass Hans Martin in meiner Reihe ‚Penmentschn/Federmenschen-Jüdisches in Vers und Prosa auf Deutsch und Jiddisch‘ auftritt, wäre durchaus denkbar, etwa wenn wir uns auf Heine einigen könnten, aber dazu müsste er nach Saarbrücken kommen. Oder vielleicht finden wir ein ganz anderes Format. Mit den Publikationen

,Celan 50‘ und ,Celan und die anderen‘ habe ich einen Weg gefunden, Text und Sprechfassung gleichzeitig zugänglich zu machen. In dem Bildband zu Celans 100. Geburtstag und der ,Anthologie zur Todesfuge‘ habe ich einen QR-Code drucken lassen, mit dem man über seinen Taschencomputer eine Sprechfassung des Textes hören kann. Vielleicht warten wir auf den 1.1.2027, dann wird Brecht tot genug sein, dass seine Erben alle Rechte verlieren. Dann könnte man eine QR-Code-Ausgabe seiner wundervollen Lyrik machen. Oder, Hans Martin, Brecht-Abende, ohne Suhrkamp fragen zu müssen, oder vielleicht auch schon früher eine Ausgabe von Heines Wintermärchen, bei dem Hans Martin den deutschen Text spricht, ich den französischen?



Patricia Oster

Marivaudage und Verlan oder Sprachspiele im Theater Marivaux'

Dass diese brillante Komparatistin, unsere frühere Vizepräsidentin für Internationales und Kultur, sich an der Festschrift beteiligte, hat mich wirklich sehr gefreut. Auch das Thema ihres Beitrags passt zum Jubilar, der sich mit Theater und anderen Sprechspielen ausgiebig beschäftigt hat. Aber der Beitrag hat auch Wehmut bei mir ausgelöst, weil er mir zeigte, was ich versäumt habe, wo ich mit Pfunden, die ich hatte, eben nicht gewuchert habe. Wenn ich zurückblicke, dann wundert es mich, dass ich aus dem Geschenk der Zweisprachigkeit (natürlich ist sie asymmetrisch, weil ich nie in Frankreich zur Schule gegangen bin!) fachlich nicht mehr gemacht habe. Immerhin besuchte ich an der UDS auch Seminare in der Komparatistik, die der damalige Lehrstuhlinhaber Armand Nivelle auf französisch hielt. Ich hätte problemlos an einer französischen Universität Romanistik studieren können. Immerhin habe ich einmal das Geißnersche Fünfsatz-Traktat ins Französische übersetzt, ‚Argumenter en pentaprase‘. Und immerhin habe ich mit meinem Onkel Georges Leduc, mittlerweile verstorben, einen Aufsatz über ‚La rhétorique du mensonge public‘ geschrieben und zu seinem Buch ‚Les carrefours de la politique‘ das Vorwort. Und immerhin habe ich das Text- und Trainingsmaterial unseres Forschungsprojekts ‚Hören, lauschen, lernen. Förderung der phonologischen Bewusstheit von Vorschulkindern als Legasthenieprophylaxe‘ ins Französische übersetzt: ‚Chut! Tendez l'oreille!‘. Wenn es dann auch leider nicht zur Durchführung des französischen Projektes kam. Aber was ist das schon, angesichts der viel größeren Zahl meiner englischen Aufsätze? Und immerhin habe ich ab und zu in der Romanistik Argumentationstrainings an der Uds gemacht und auch außerhalb der Universität freiberuflich. Aber dass ich nach dem Abitur nicht auf die Idee kam, außer Germanistik auch Romanistik zu studieren, ist mir heute völlig schleierhaft. Dass ich später zwar französische Texte der Sprachwissenschaft, Sprachphilosophie, Sozialphilosophie gelesen, aber selten in eigenen Publikationen genutzt habe, hatte natürlich damit zu tun, dass in der deutschen Sprechwissenschaft kaum Englisch, geschweige denn Französisch verstanden wurde. In der Soziologie wurde in Deutschland zwar Foucault, Barthes und ähnliche rezipiert, aber denen stand ich sehr kritisch gegenüber, erst recht den späteren Schwadronneuren Derrida, Deleuze, Baudrillard und so weiter. Und Sartre hatte sich mit dem 2. Band seiner ‚Critique de la raison dialectique‘, der nur versuchte, das Sowjetsystem zu rechtfertigen, endgültig aus der Philosophiegeschichte rausgeschrieben. Dennoch wäre ein deutscher Rezeptionsversuch des Werkes von Hagège lohnenswert gewesen, und vieles andere mehr. Im Rückblick wundere ich mich sehr, dass ich meine langue paternelle wissenschaftlich viel zu wenig genutzt, ja geradezu vernachlässigt habe. Hélas!



Bernd Auerochs

Lesen. Versuch, Paul Celans „Todesfuge“ zu verstehen

Sein Beitrag spricht mir aus der Seele. So muss man an Literatur herangehen, besonders an die ‚Todesfuge‘. Lesen, lesen, lesen, nicht schwafeln und Sekundärliteratur wiederkauen, nicht Philosophie und Theologie hinein interpretieren, sondern wörtlich nehmen. Bernd hat von mir verstanden oder auch nur ‚erwischt‘, per ‚Divination‘: Lesen ist für mich existenziell, ist Daseinsform und Lebensweise. Mich treibt der Horror librorum finitorum. In der Bahn zu sitzen und nur ausgelesene Bücher dabei zu haben, ist ein Albtraum. Deswegen war ich beglückt, als meine Frau mir vor Jahren einen Kindle schenkte. Der ist seitdem mein Reisebegleiter, auf dem ich immer ein paar tausend ungelesene Seiten habe.

Auch die ‚Todesfuge‘ ist ein Lebensthema für Bernd und für mich, aber natürlich auch auf unterschiedliche Weise. Im Unterschied zu mir ist Bernd ein richtiger Jude, auch halachisch, ich dagegen gehöre zu denen, die Eva Menasse ‚Hitler-Juden‘ nennt. Nur die NS-Rassenideologie macht Menschen wie mich unentrinnbar zu Juden. Weder bin ich das Kind einer jüdischen Mutter, noch in der jüdischen Kultur aufgewachsen. Die Religion ist mir nicht attraktiv, mein Vater hat alles getan, um das Jüdischsein seiner Herkunft zu verbergen. Assimilierter als ich kann man gar nicht sein. Aber der Rassenwahn der Nazis würde auch Leute wie mich als jüdisch vernichten. Nach den Plänen des SS-Rasse- und Siedlungsamtes wären die ‚Halbjuden‘ (nach den Nürnberger Gesetzen zwar rechtlos, aber 1942 noch nicht zur Deportation vorgesehen) in den 50er Jahren ‚dran‘ gewesen. Menschen jüdischer Herkunft können sich gar nicht entscheiden, kein Jude sein zu wollen. Und so entsteht ein Anti-Assimilierungsdruck, eine Identifikation mit der Herkunft, ob man will oder nicht. Zwar hatte die Religion bei mir nicht die Spur einer Chance, aber für den Talmud interessierte ich mich in Maßen eben doch. Bernd machte in Saarbrücken ein sehr schönes Talmud-Lektüre-Seminar. Ich trug irgendwann einen Magen David und näherte mich dem Jiddischen so weit, dass ich jiddische Texte phonetisch sauber rezitieren kann und passiv hörend und lesend (nur lateinische Transliterationen natürlich) recht weit komme. Ralph Bogner, der mich in Czernowitz in der Ruine der Begräbnishalle des jüdischen Friedhofs die ‚Todesfuge‘ auf Jiddisch hat rezitieren hören, ‚Fuge fun Tojt‘, hat geglaubt, ich sei bei meiner Rückkehr zu den jüdischen Wurzeln der Familie auch wieder zur Religion zurückgekehrt. Die Annahme ist naheliegend, aber falsch. Als Jugendlicher, noch bevor ich von unserer jüdischen Herkunft erfuhr, hatte ich mich vom Katholizismus abgewandt. Mein Vater hatte uns ja wegen seiner katholischen Heirat taufen lassen, so dass wir, meine Schwester und ich, in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in den Vollgenuss einer katholischen Erziehung kamen. Wie sich das anfühlt, kann man sich sehr schön in Ulla Hahns erstem Roman vergegenwärtigen. Letztlich war es meine Sexualität, die mich von der katholischen Kirche und damit vom Christentum befreit hat. Diese Geschichte muss nicht hier erzählt werden. Nachdem mein Vater dann endlich das ethnische Geheimnis gelüftet hatte, er hatte sich im Streit mit mir verplappert und musste es auf hartnäckiges Nachfragen hin zugeben, erschien mir vieles aus meiner katholischen

Erziehung in neuem Licht, vor allem der dem Christentum inhärente Antisemitismus. Goldhagen hat ihn in den Evangelien aufgezeigt, er war nicht vordergründig plakativ, aber in allen Poren der christlichen Lehre enthalten. Die Heiligenlegenden, die ich als Kind las, triefen davon. Schließlich war in den 50er Jahren das Zweite Vatikanische Konzil, das die Verdammung der renitenten Juden abschaffte, noch weit entfernt. Und auch das hat den Antisemitismus des polnischen Katholizismus überhaupt nicht geändert. Nur in Westeuropa, besonders in Deutschland, sind die Kirchen über die Shoah so erschrocken, dass sie versuchten, den dem Christentum eingeschriebenen Judenhass wegzueskamotieren. Da war dann plötzlich von der jüdisch-christlichen Tradition des Abendlandes die Rede usw. Die Tradition hieße besser ‚antijüdisch-christlich‘. Dieser judenfeindliche Untersumpf des Christentums blubbert regelmäßig auf, wenn christliche Würdenträger, auch aus Deutschland, bei ihren Besuchen im Westjordanland Palästinenser und Juden in Nazideutschland gleichsetzen. Meine Aversion gegen das Christentum hatte eine zusätzliche Legitimation gefunden, aber die jüdische Religion war trotzdem keine Alternative. Der christliche Judenhass hat dem Rassenantisemitismus das affektive Unterfutter geliefert. Am Ende war es egal, ob einer noch zur Synagogengemeinde gehörte. Aber auch bei den Nazis wurden die ‚Bekennnisjuden‘, also solche, die nach den Rassegesetzen nur ‚Mischlinge‘ waren, aber sich zur Religion bekannten, mit den ‚reinrassigen‘ Juden gleichgesetzt.

Die Juden haben sich durch ihre Religion seit der Zerstörung des Tempels als Volk erhalten, zehntausende sind als Märtyrer gestorben, in Spanien und Portugal haben sie als Kryptojuden überwintert und sind zum Judentum zurückgekehrt, wenn es politisch möglich war. Ja, und auch Norbert Gutenberg zündet am Freitagabend eine Kerze an und trägt einen Magen David. Aber dennoch kann ich den mythischen Schwachsinn der Thora nicht akzeptieren. Ich bewundere den Scharfsinn des Talmuds, der versucht, eine Logik in diese verworrenen Erzählungen und absurden Verhaltensvorschriften zu bringen. Aber es ist eine Sisyphusaufgabe. Seit der Zerstörung des Tempels durch die Römer hat sich das Judentum über die Religion auch ethnisch erhalten. Seit es Israel gibt (seine Geschichte und Begründung muss ich nicht hier erzählen) ist es für nicht religiöse Menschen, die dem Judentum zugeschrieben werden und sich damit identifizieren, möglich, ihr Jüdischsein nicht religiös zu definieren. Auch als säkularer Mensch akzeptiert man die jüdische Tradition, spricht Ivrit und oder Jiddisch, ist jüdisch, weil man einer ist, der Aliyah machen kann. Der Staat Israel ist der Bezugspunkt, nicht mehr die Thora. Genau genommen ist das reiner (nichtreligiöser) Zionismus, egal ob sozialistisch oder nicht. Dass die Alija-Kriterien nicht halachisch sind, sondern identisch mit den Nürnberger Rassegesetzen, ist eine historische Ironie, die aus einem jüdischen Witz stammen könnte. Vor allem auch, weil einige Ultraorthodoxe die Nürnberger Gesetze begrüßt hatten, weil sie die Assimilation stoppten....

Und um die demokratische Dimension des jüdischen Staates zu betonen - auch in der Galut gilt: Knesset statt Thora!

Natürlich ist es nicht nur die Definition der Nazis, die dich zum Juden macht, die rassenideologische. Wenn du erstmal weißt, dass dein Großvater in Auschwitz ermordet wurde, was mein Vater vor uns Kindern geheim zu halten vermochte, bis ich 14 war, dann identifizierst du dich freiwillig, notgedrungen, existenziell. Was nicht hindert, das väterliche Verdikte weiterwirken. Trotz einiger Ausreißer, zum Beispiel eine internationale deutsch-israelisch- amerikanische Rhetoriktagung 1990 in Tel Aviv, ist es mir nie gelungen, stabile Beziehungen zu Institutionen und Personen, auch Verwandten, in Israel aufzubauen. Mein Vater hatte sich stets geweigert, mit seinen Cousinen und Cousins, die nach Israel gegangen waren, statt wie mein Großvater nach Deutschland, Kontakt aufzunehmen.

Das macht auch meinen Bezug zur ‚Todesfuge‘ aus - das ultimative Shoah-Gedicht des 20. Jahrhunderts - und mein Großvater war auch einer, der die schwarze Milch trank, wenn er nicht gleich beim Entladen des Zuges aus Drancy für die Gaskammer selektiert wurde. Aber vielleicht ist das ja die schwarze Milch, das Gas?

Bernd ist ein hochkarätiger Literaturwissenschaftler, ein Celan-Spezialist vom Feinsten. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, einen prunkvollen Artikel hinzulegen, gespickt mit literaturwissenschaftlichen, philosophischen, theologischen Zitaten und Bezügen. Dass er hier nicht nur die musikwissenschaftlich inspirierte Interpretation von ‚Fuge‘ ironisiert, sondern eine so textnahe Lesart des Gedichts ausbreitet, wohl wissend um meine rezitatorische ‚Lesart‘, die er bei unserer Exkursion nach Czernowitz gehört hatte - das ist ein ganz großartiges Geschenk. Danke Bernd.

Wolfgang Haubrachs

Der Witz – Eine schwierige ‚einfache Form‘. Ein Versuch



Dass Wolfgang Haubrachs einen Beitrag über die Textsorte ‚Witz‘ hier einbringt, passt natürlich hundertprozentig zu mir. Wer mich kennt, weiß, dass ich ein begeisterter Witzeerzähler und Witzehörer bin und auch eine ganz besondere Beziehung zum jüdischen Witz habe. Das TiV (Theater im Viertel) in Saarbrücken hat mich einmal dazu überredet, bei einer Veranstaltungswoche, bei der es um Judaica ging (genau weiß ich das nicht mehr), einen Abend lang jüdische Witze zu erzählen. Das war eine sehr merkwürdige Erfahrung. Die Erzählung davon gehört aber nicht hierher.

Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, von ihm selbst, dass Wolfgang Haubrachs diesen Aufsatz in der Schublade hatte, gar nicht speziell für die Festschrift geschrieben hat. So hat es der Zufall passend gemacht. Wolfgang Haubrachs gehörte nicht zu den Germanisten, die wie ich weiter oben schrieb, von meinem Fach rein gar nichts verstanden hatten. Er hatte schon mit meinem Amtsvorgänger wissenschaftlich zusammengearbeitet und über seine mediävistisch grundgelegte Vertrautheit mit der Rhetorik recht gut den techn-Charakter der Sprechwissenschaft verstanden. Er war in Saarbrücken der letzte Mediävist, der Linguistik und Literaturwissenschaft gleichermaßen vertrat und hatte daher einen Sinn für grenzüberschreitende Disziplinen.

Ich habe seinen klugen Artikel über den Witz mit Vergnügen gelesen. Die Destruktion zur Grundlage der Definition von Witz zu machen, ist mir zu freudianisch. Ich denke, ‚Spielen‘ und ‚Schadenfreude‘ sind geeignetere Kategorien, aber das ist nicht hier zu diskutieren. Ich will aber über einige Witze was sagen, die er zitiert, z.B. der Witz mit der beiseite gelegten Bohne – Bon- aparte. Das ist der erste Akt einer fünftaktigen Kalauertragödie, die auch zwei völlig andere Schauplätze hat, nämlich den Salon eines jüdischen Friseurs und den Herrenclub des dummen Obersts. Und - es ist ein jüdischer Witz.

Er geht so: Der dumme Oberst geht jede Woche zu einem jüdischen Friseur, bei dem er alles Mögliche erfährt, zum Beispiel immer wieder neue Witze. In dieser Woche erzählt ihm der jüdische Friseur folgenden Witz: also, Herr Oberst. Was ist das? Hier hab ich 10 Bohnen, dann nehm ich eine weg. Was kommt dabei raus? -Weiß ich nicht. Bohn apart. Ah, sagt der Oberst, muss ich heute Abend gleich im Herrenclub erzählen. Abends im Herrenclub: meine Herren, alle mal herhören! Wat is det? Wissen se nich? Is doch ganz eenfach. Ha ick 10 Erbsen, nehm ich eene wech, wat is det? Dit is Napoleon. Ne Woche später kommt er wieder zu seinem jüdischen Friseur und sagt: Ha ik mir unsterblich blamiert, erzählen sie mir was anderes. Sagt der Friseur: Na ja, also: Warum heißen die Matjesheringe Matjesheringe? Weiß ich nicht. Na, ist doch ganz einfach. Da geht in England einer am Strand spazieren, und da liegen 10 Heringe auf dem Sand und die japsen so komisch und dann fragt er sie: Matt?, und weil es halt englische Heringe sind, sagen sie: Yes, und deswegen heißen die Matjesheringe Matjesheringe. Hervorragend, sagt der Oberst, muss ich heute Abend gleich im Herrenclub erzählen! Im Herrenclub: Also meine Herren, alle mal herhören, warum heißen die Matjesheringe Matjesheringe?

Ist doch ganz einfach! Jeht in England een General am Strand spazieren, liegen 10 Heringe auf dem Sand und japsen so komisch, sagt der General: schlapp gemacht? Die Heringe: Jawoll, Herr General, und deswegen heißen die Matjesheringe Matjesheringe. Nach einer Woche wieder beim Friseur: Ha ik mir unsterblich blamiert. Erzählen Sie mir was anderes. Gut, Herr Oberst, sagt der Friseur, also da ist ne Frau, die hat 3 Füße. Ach, kann doch gar nicht sein! Doch: rechter Fuß, linker Fuß, Typhus. Ach, sagt der Oberst, hervorragend, muss ich heute Abend gleich im Herrenklub erzählen. Abends im Herrenklub: Also meine Herren, alle mal herhören, da ist ne Frau, die hat 3 Beene, wissen Sie nicht warum? Ist doch ganz einfach: rechtet Been, linket Been und Malaria. Kommt er nach einer Woche wieder zum Friseur: Ha ik mir unsterblich blamiert, erzählen sie mir was anderes. Sagt der Friseur: Na ja, also da hätt ich noch.... zum Beispiel, schauen Sie mal da an die Wand, da hängt ein Bocksgeweih von einem Rehbock. Was ist das? Wat is det, wat is det, wees ick nich. Is doch ganz einfach, Herr Oberst. Das is Réaumur! Oh, sagt der Oberst, hervorragend, muss ich heute abend gleich im Herrenklub erzählen, nimmt das Bocksgeweih mit, hängt's im Herrenklub auf und sagt: also meine Herren, wat is det, wat da hängt, wissen se nich? Det is Celsius. Kommt er nach einer Woche wieder zum Friseur: Ha ik mir unsterblich blamiert, erzählen sie mir was anderes. Dann sagt der Friseur: aber das ist jetzt das letzte Mal, Herr Oberst, ja. Und dann sagt er: Also, wer ist das? Es ist weder mein Bruder, noch meine Schwester und dennoch meines Vaters Kind. Na, wissen Sie nicht? Das ist doch ganz einfach, Herr Oberst. Das bin ich. Hervorragend. Muss ich gleich im Herrenklub erzählen. Abends im Herrenklub ist ausnahmsweise der jüdische Stabsarzt dabei, als der Oberst anhebt und sagt: also, meine Herren, wat is det, wissen se nich, Frage an ihre strategische Intelligenz. Es ist weder mein Bruder, noch meine Schwester und dennoch meines Vaters Kind. Wer is det? Na, sagt der jüdische Stabsarzt, das sind sie, Herr Oberst! Nee, sagt der Oberst, nee, det is mein Friseur.

Das ist der ganze Witz, aus dem Haubrachs nur den allerersten Akt erzählt. Auch der letzte Akt wird isoliert als ein autoritätskritischer Witz erzählt. Schon mit Wilhelm II. in der Rolle des dummen Oberst, dabei und auch sonst ohne den jüdischen Friseur und den jüdischen Stabsarzt. Ich kenne ihn mit Göring, Honecker, Helmut Kohl in dieser Rolle. Die jüngste mir zugetragene Fassung war mit George W. Bush, aber auch Trump, Putin, Orban und Erdogan während durchaus Kandidaten.

Im Übrigen ist auch der Witz mit dem rauchenden Jesuiten ursprünglich ein jüdischer Witz. Richtig zu fragen, damit die Antwort kommt, die man haben will, das ist talmudisch. Und den Witz, in dem der Rabbi seine Brille per Syllogismus wiederfindet, sollte man entweder auf Jiddisch erzählen oder Hochdeutsch, nicht in diesem krampfigen Pseudojiddisch. Ich weiß gar nicht, in welcher Sammlung er so wiedergegeben ist. Der mit dem 80 jährigen Kindsvater und der mit dem Schwiegersohn ohne Uhr funktionieren auf Hochdeutsch sehr gut.

Gabriele Schega

Fiktionales Erzählen als Handlung?



Beim Beitrag von Gabi Schega fällt es mir sehr schwer, nicht inhaltlich darauf einzusteigen, weil der Artikel wie auch die ganze Dissertation, bei der ich zum Glück nur Zweitgutachter war, ein Grundproblem berührt, das ich für die Literaturwissenschaft für symptomatisch halte. Sie macht Sachverhalte kompliziert, die eigentlich ganz einfach sind.

Um nicht gleich auf Narratologie einzugehen, nehmen wir ein anderes Genre. Was eigentlich ist ein lyrisches Ich? Wenn ich ein Gedicht schreibe und in diesem Gedicht ich sage, ist das jemand anders als ich selbst? Wenn ich ein Gedicht schreibe, das die Rede einer Blume ist, die ich sagt, dann ist das ein erfundenes Ich. Aber der das Gedicht schreibt, bin immer noch ich. Das lyrische Ich ist ein Beispiel für eine literaturwissenschaftliche Kategorie, die, wie so oft, mit der Realität nichts zu tun hat. Dass Lyrik die Gattung ist, in der es um die Subjektivität des Autors geht, bleibt davon unberührt. Ich habe ja in den letzten 3 Jahren 2 Bücher herausgegeben, in denen es um Paul Celan geht, und mich mit seinen Gedichten intensiv beschäftigt, weil ich zusammen mit anderen Sprechern für QR-Code zugängliche Audios die Sprechfassungen gemacht habe. Mir begegnet immer nur Paul Celan, nicht ein vom Dichter kreierte lyrisches Ich, das das Aussagesubjekt der Gedichte sei. Genau dasselbe gilt für die meisten narratologischen Kategorien. Sie sind ein literaturwissenschaftliches Glasperlenspiel, das mit der Kommunikationsrealität nicht viel zu tun hat. Unter anderem das hat mich früh von der Literaturwissenschaft abgeschreckt. Aufgeblasene Kategoriensysteme, die meist noch nicht einmal an Beispielen konkretisiert wurden, oder ideologisch-philosophisch aufgeladene Interpretationen. Geht es noch um die Werke selber? Es wäre sehr einfach, Erzählen aus sprechwissenschaftlichen Grundkategorien abzuleiten. Das Komplizierte ist das Sprechen, nicht die Romanliteratur. Aber wenn man dann auf narratologische Kategorien stößt, die kommunikationstheoretisch nicht korrekt fundiert sind, dann wird es kompliziert. Literaturwissenschaftler heutzutage haben in der Regel keine Ahnung von der sprachwissenschaftlichen Dimension ihrer Philologie. Für Linguisten gilt dies umgekehrt auch. Lutz Götze ist der einzige Germanist, den ich kenne, der sowohl in der Linguistik als auch in der Literaturwissenschaft ausgewiesen ist. Solche Literaturwissenschaftler ohne sprachwissenschaftlichen Hintergrund rezipieren Sprechakttheorie oder das Bühlersche Organonmodell auf eine, vorsichtig formuliert, sehr eigenwillige Art. Eine Kennerin wie Gaby Schega muss dann eine regelrechte Begriffs- und Terminologieakrobatik veranstalten, um die Narratologie an die Rhetorik anschließen zu können. Aber in Wirklichkeit braucht man die Narratologie nicht, um zu verstehen, was Erzählen ist. Ich habe mich immer für Literatur interessiert und lese meist 3 Romane gleichzeitig, meist in 3 Sprachen. Aber Literaturwissenschaft hat mir nur selten geholfen, mehr und besser zu verstehen. Selten hilft sie beim genaueren

Lesen, wie Bernd Auerochs, oder gibt (kultur-, sozial-, geschichts-) wissenschaftliche Hintergründe. Meist liefert sie Interpretationen, die ein Werk auf eine Deutung festlegen, oder entwickelt kategorielle Systeme, die am nächstbesten konkreten Werk zerschellen. Eins der besten Bücher von Philip Roth macht alle narratologischen Theorien lächerlich, weil es alle die mühsamen Unterscheidungen zwischen Autor und Erzähler ad absurdum führt: ‚Operation Shylock. A Confession‘.

Uli Nebert

4+2 Sichtweisen auf die Stimme für die Sprechstimmgebung:



Das Modell des „Stimmwürfels“

Uli Nebert war einer der Modulverantwortlichen im weiterbildenden Masterstudiengang ‚Sprechwissenschaft und Sprecherziehung‘ für die Module, die sich mit Theorie und Didaktik der Elementarprozesse beschäftigten. Ich habe zwar das Gesamtcurriculum des Studiengangs konzipiert, aber selber mich aus diesen Modulen herausgehalten, mit einer Ausnahme, ich komme noch darauf zurück. Getreu einer Praxis, die sich spätestens mit dem Schwerpunkt Sprechwissenschaft und Sprecherziehung im Master-Studiengang Germanistik ergeben hatte, also in der Zeit nach dem Ende der Prüfungsstelle der DGSS: ich machte selber keine Elementarprozesse mehr, keine Standardaussprache, keine Stimmgebung. Ich delegierte es an Lehrbeauftragte. Dabei hatte ich früher an der Hochschule der Künste, in meiner Arbeit am Stuttgarter und Bochumer Theater und auch in den ersten Jahren an der Universität des Saarlands durchaus gerne Stimmgebung und Standardaussprache trainiert, eine sehr extrovertierte, ausdrucksorientierte, dialogische Stimmgebung und eine text- und medienorientierte, situationsbezogene, ‚rhetorische‘ Lautgebung. Aber in dem Maß wie meine Forschungsinteressen medialer und interdisziplinärer wurden, war die in den Elementarprozessen nötige Übungsroutine mit ihren zur Veränderung von Bewegungsmustern notwendigen Wiederholungen intellektuell immer weniger befriedigend. Hinzu kam z. B. im Weiterbildungsmaster, dass auf der gegenstandstheoretischen Ebene die Elementarprozesse schon lange nicht mehr ohne computerbasierte akustische Phonetik unterrichtet werden können. Und dafür war ich zu alt und falsch, eben nicht in Halle, ausgebildet. So war für diese Module im Studiengang Uli ein Glücksfall. Sein Modul vereinigt die auditive, die physiologische und die akustische Dimension sprechwissenschaftlicher Phonetik. Was im Lehrbrief von mir stammt, sind die Passagen zum Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit und das Kapitel über das Verhältnis von Prosodie und Syntax inklusive der Regeln zur Wortbetonung. In der Nachfolge von Drach und Stock ist das einer meiner Interessenschwerpunkte, auf den ich in der Replik auf Bose, Apel, Schwenke und Schwiesau noch zurückkommen werde.

Solange ich an der HDK und am Theater mit Schauspielern und Regisseuren arbeitete, hatte vor allem die Stimmgebung, aber auch das Aussprachetraining einen sportlichen und sinnlichen Reiz. Diese Schüler waren körperbewusste, extrovertierte, nach kraftvollen Ausdrucksmöglichkeiten suchende Leute, die auch viel weniger körperliche Gehemmtheiten zu überwinden hatten als etwa später die Lehramtskandidaten. Auch noch mit den Studierenden der Sprecherziehung, wenn auch weniger intensiv als mit den Theatermenschen, wurde so manche Trainingsstunde eine sportlich herausfordernde, spielerisch-improvisierende Performance von großer stimmlicher und körperlicher Expressivität, die in sich fast ein ästhetisches Moment hatte, zumindest aber den Probanden tiefgehende und zum Teil beglückende Klangfindungserlebnisse

bescherte. Mit den Lehramtskandidaten war das ganz anders. Leute, die zu gehemmt waren, in Gegenwart anderer die Fröschel'schen Kauübungen zu machen, die Übungen zur artikulatorischen Geläufigkeit, an durchaus sinnvollen Texten, nicht am kleinen Hey, albern verkicherten, - das macht schon viel weniger Spaß. Ein Grund mehr, es zu lassen!

Immerhin gibt es im Felde der Elementarprozesse noch ein zweites Forschungsinteresse, die Lehrerstimme, insbesondere die Stimmprophylaxe. Das hat nicht nur mit dem im Fach seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts immer vertretenen Anspruch zu tun, relevante Angebote zu haben für die Stimmgesundheit der Lehrer. Es gehörte zu meinen Dienstaufgaben, Lehrveranstaltungen für die künftigen Deutschlehrer zu halten. Nach meinem Fachverständnis gehörte dazu ein Angebot in prophylaktischer Stimmbildung. Diejenigen Lehramtskandidaten, bei denen schon eine dysphonische Störung zu diagnostizieren war, wurden auf phoniatische Therapieangebote verwiesen. Die diagnostisch-prognostische Differenzierung wurde ermöglicht durch einen Sprechleistungstest, dem sich alle Lehramtskandidaten stellen mussten, für die Sprechwissenschaft und Sprecherziehung eine Pflichtveranstaltung war. Der Test bestand aus einer Tonaufnahme, dazu gab es einen Fragebogen und Notizen zu den Beratungsgesprächen. Dieses Material war Grundlage einiger Publikationen zu einem nur zum Teil durchgeführten, zum Teil nur konzipierten Projekt ‚Lehrerstimme‘. Die Grundidee bestand darin, zu zeigen, dass eine Prognose ‚Stimme unter Unterrichtsbelastung eventuell gefährdet‘ mit einem wahrgenommenen prophylaktischen Stimmbildungsangebot die Zahl der Dysphonien bei saarländischen Lehrern signifikant hätte senken können. Das saarländische Bildungsministerium hat es nicht geschafft, dieses Projekt zu fördern. Nur ganz sporadisch gab es spärliche Mittel, mit denen wir aber niemals flächendeckend die Stimmbiographien von Lehrern mit Prognosen, die das Prophylaxeangebot annahmen, und von solchen, die es nicht taten, hätten vergleichen können.

Mit Wolfgang Delb, Oberarzt an der HNO Klinik der UDS in Homburg, später Professor für Phoniatrie an der Universität Mannheim, entwickelte ich zum Schluss ein Konzept, mit dem wir die prognostische Audiologie meiner Sprechleistungstests digitalisieren wollten. Die Prognosen in den Tests beruhten auf auditiven Analysen stimmlicher Parameter, von denen zu erwarten war, dass sie unter dem physischen und psychischen Dauerstress von Unterricht dysphonisch wurden. Dem Phoniater Delb leuchteten meine Prognosen unmittelbar ein: ‚Diese Stimme liegt im oberen Bereich der Indifferenzlage, sie ist klangarm, es ist eine leichte Geräuschkomponente hörbar, der Habitus ist hypertonisch, im Klassenraum führt das zu stimmlicher Überanstrengung, am Ende zu dysphonischen Symptomen‘. Diese Analysefähigkeit wollten wir einer Software beibringen. Spätestens mit KI wäre das auch gelungen, aber damals gab Wolfgang Delb seinen Lehrstuhl auf, weil er auf seiner Stelle nur forschen und lehren, aber nicht mehr als Arzt arbeiten konnte. Ein Entschluss, den ich immer noch respektabel finde.

Nach wie vor bin ich der Meinung, dass sprecherzieherische Stimmbildung eine dominant prophylaktische Funktion bei redenden Berufen hat, Therapie von Sprach-

und Sprechstörungen als Teilfach von sprechwissenschaftlich-sprecherzieherischen Curricula dem Anspruch von Therapie nicht genügen kann, dass es hier eigene Studiengänge braucht: Logopädie, klinische Linguistik oder eine sprechwissenschaftliche Sonderqualifikation ‚klinische Sprechwissenschaft‘.

Einen Gedanken würde ich gerne mit dir besprechen. Uli, Er betrifft eine mögliche didaktisch- methodische Verbindung zwischen den Elementarprozessen und der ästhetischen Kommunikation. Wir haben ja nur im Felde der Elementarprozesse ein wirkliches Transferproblem. In der Rhetorik und in der Sprechkunst arbeiten wir an Reden und Gesprächen, Argumentationen und Lehrvorträgen, an Gedichten und so weiter. Wir machen nur sehr vereinzelt etwas, was man ‚Übungen‘ nennen kann, und auch die sind wie beim kontrollierten Dialog eigentlich reale Gesprächsprozesse. Anders bei den Elementarprozessen. Übungen sind hier nie reale Kommunikationsprozesse. Geübt werden Bewegungsmuster der Stimm- und Artikulationsorgane, die normalerweise niemals intentional gesteuert werden. Artikulationsübungen sind nie Kommunikationsprozesse - und genau hier entsteht das Transferproblem. Das wird auch nie völlig verschwinden, weil wir immer Tausende von Übungsabläufen brauchen, um ein Bewegungsmuster von Muskulatur, die niemals bewusst gesteuert wird, ändern zu können. Nur nach Tausenden von Übungseinheiten haben wir eine Chance dazu. Aber wenn wir eine reale Kommunikationsaufgabe hätten, die es erfordert, sich auf stimmlich artikulatorische Muster zu konzentrieren?

In den letzten Jahren habe ich mich für Rezitationsauftritte mit Morgenstern und Jandl beschäftigt, früher schon über Schwitters gearbeitet, ich erinnerte mich auch an meine Mitarbeit an einer von Dieter Schnebel selbst inszenierten Aufführung seiner ‚Maulwerke‘ an der Hochschule der Künste. Haben wir hier nicht reale Kommunikationsaufgaben, bei denen Elementarprozesse fokussiert werden, und wäre das nicht eine Chance für die Didaktik der Elementarprozesse? Aber nicht, indem solche Texte und Partituren für Übungen benutzt werden. Das würde sie degradieren, das wäre nichts weiter als der kleine Hey und Balser-Eberle, nein, sie müssten auf reale Vortragsaufgaben hin gearbeitet werden. Uli, Was meinst du dazu?

Übrigens, deine Marx-Parodie funktioniert nicht. Die Sprecherzieher haben die Stimme nicht verschieden interpretiert. Richtig wäre: die Sprecherzieher haben die Stimme verschieden gebildet. Die Philosophie=die Sprechwissenschaft muss Kriterien liefern, welche Bildung kommunikativ brauchbar ist.



Heiner Apel, Ines Bose, Anna Schwenke, Dietz Schwiesau

Was macht verständliche Nachrichten im Hörfunk aus? Aktuelle Forschungsergebnisse sprechwissenschaftlicher Untersuchungen zu Hörverständlichkeit und Formatspezifika von Radionachrichten

Von dem Beitrag von Bose, Apel, Schwenke und Schwiesau war ich regelrecht gerührt. Hier kommen mir Forschungsergebnisse entgegen, die ohne die von mir entwickelten Grundlagen nicht gewonnen worden wären. Die Initialzündung war meine Publikation von 2005: ‚Schreiben und Sprechen von Hörfunknachrichten‘, die auf Aufsätze aus den 90er Jahren zurückging. An dem sich daraus entwickelnden Forschungsprojekt war ich bis 2011 aktiv beteiligt. An die Entwicklung des Testmaterials zur Hörverständlichkeit von Radionachrichten habe ich eine lebhaftere und vergnügliche Erinnerung. Ines Bose, Dietz Schwiesau, Josef Ohler und ich haben diese Nachrichten zusammen geschrieben. Sie sind frei erfunden, aber so realitätsnah, dass die Nachrichtenredaktionen, denen wir die Textfassungen zur Begutachtung schickten, keine Einwände hatten. Auch die Textfassungen ‚gut geschrieben‘ vs. ‚schlecht geschrieben‘ gingen als realistisch durch. Wir hatten keine Parodien fabriziert und keine Idealfassungen, die nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Auch die Partitur-Einrichtung der Texte für die jeweiligen ‚gut‘ vs. ‚schlecht gesprochen‘- Fassungen haben viel Spaß gemacht. An den auf diesem Band von Bose und Schwiesau (2011) folgenden Forschungsarbeiten mit dem Testmaterial war ich nicht mehr beteiligt. Die Distanz zwischen Halle und Saarbrücken war eben doch zu groß geworden. Dennoch habe ich mich über die Publikationen, die sukzessive erschienen, besonders über die Dissertation von Apel sehr gefreut. So auch jetzt über diesen Beitrag.

Natürlich ist mein Interesse an Nachrichten nicht zufällig. Schon in meinem Saarbrücker Studium gab es immer wieder Seminare über Hörfunknachrichten, später, nach meiner Prüfung für Sprecherziehung 1973, während meiner Lehrbeauftragten-Zeit und dem Magisterstudium in Erlangen, begann ich mit der Weiterbildungsarbeit für Radio und Fernsehen. Als ich dann als Gastprofessor an die Schauspielabteilung der HDK nach Berlin kam, konnte ich die Arbeit in der Weiterbildung für Journalisten und Sprecher beim SFB und beim ZDF fortsetzen. Aber beim RIAS (Radio im amerikanischen Sektor), damals noch im Besitz der Besatzungsmacht, ging das nicht. Der RIAS bot einfach keine Fortbildung an. Also beschloss ich das, was ich überwiegend den Sprechern, mitunter auch Journalisten beibrachte, selber zu praktizieren, und wurde Sprecher, zunächst im RIAS, später auch am Berliner ZDF Studio in den Magazinen, deren Redakteure ich für die Moderation trainierte. Da ich bald fast jeden Tag im RIAS war, bewarb ich mich auch als Sprecher für die Nachrichten (die Features und so weiter, die ich zum Sprechen bekam, konnte ich auch in der Stunde zwischen den Nachrichten aufnehmen). Da wir im RIAS 24 Stunden Programm hatten, gab es für die Nachrichten auch Nachtdienste, und die kamen meiner Dissertation, an der ich damals arbeitete, sehr zugute.

Nach der Berliner Zeit war es Schluss mit dem Sprecherdasein, aber die Aus- und Weiterbildung in den Medien blieb. Ich glaube, außer für Radio Bremen habe ich für alle Anstalten gearbeitet und für die ArdZdf-Medienakademie sowieso.

Außer dem Interesse am Medium und am Format Nachrichten hat diese Grundlagenarbeit für die Verständlichkeitsforschung noch einen anderen fachsystematischen Aspekt. Mich hat immer die Leselehre oder, gegenstandstheoretisch gefasst, der Zusammenhang von Syntax und Prosodie interessiert. Genauer gesagt, die Medienarbeit hat die Frage erzeugt, wie genau wird Verständlichkeit von Hörfunknachrichten determiniert? Wieviel davon hängt am Sprachstil? Wieviel davon am Sprechstil und wieviel an der Interdependenz zwischen beiden? Das und die Frage nach dem Verhältnis zwischen Text und Prosodie beim Sprechen von Dichtung führte mich auf den Pfad der Rekonstruktion der Fachpublikationen von Drach, Winkler und Stock. Darauf aufbauend habe ich eine Leselehre entwickelt, die schriftlich nicht ausführlich vorliegt, außer in den Arbeiten zur Nachrichtenforschung und einem sehr komprimierten Artikel von ein vor ein paar Jahren, der aber alles Wesentliche zusammenfasst, so auch der Artikel im Lehrbrief Elementarprozesse im Masterstudiengang. Das ist sicher eine meiner wichtigeren Beiträge zum Fach. Dass diese Grundlagentheorie von Prosodie und Grammatik und ihrem Zusammenhang entscheidend war für die empirischen Untersuchungen zur Hörverständlichkeit von Rundfunknachrichten, konnte sicher auch deswegen nicht richtig wahrgenommen werden, weil der entscheidende Artikel erst danach erschienen ist : 2022. Auch abgesehen davon definiere ich meine Position im Fach anders als die meisten Positionszuschreibungen von außen. Die sehen mich als einen Theoretiker der Rhetorik und der sprechwissenschaftlichen Grundlagen der philosophischen Fundamente des Fachs. Nun habe ich in der Tat sowohl die Gegenstandskonstitution der Sprechwissenschaft als auch die der Rhetorik versachlicht, die ethische Emphase des Geißnerschen hermeneutischen Reduktionismus entfernt. Das bedeutete für die Rhetorik aber nur die Reformulierung der aristotelischen techne-Definition und für die Sprechwissenschaft die Wiedergewinnung des gesamten Miteinandersprechens der Menschen als Gegenstand. Rhetorische Kommunikation ist damit nicht mehr ausschließlich durch Überzeugung und Sachlichkeit charakterisiert, mündliche Kommunikation überhaupt nicht mehr ausschließlich durch Intentionalität, manipulative Rhetorik ist eben auch Rhetorik, Sprechverhalten ist eben auch mündliche Kommunikation. Diese Reinigung der Gegenstandskonstitution von ihrer Kontamination durch die kommunikationsethisch begründeten und auch von mir vertretenen Lehrlernzielbestimmungen von Sprecherziehung und Didaktik der rhetorischen Kommunikation war überfällig und ist nachgerade trivial. Ich sehe darin einen zwar wichtigen, aber keinen fundamentalen Beitrag. Ganz anders sehe ich meine Position im Bereich der ästhetischen Kommunikation oder Sprechkunst. Wenn auch mein Ansatz den Kommunikationsaspekt mit Geißner und Krech teilt, gibt es für den Ästhetikaspekt im Fach keinerlei Vorbild oder Vorbegriff, mit geringen Ausnahmen, die aber nie im Zentrum theoretischer Anstrengungen gestanden haben. Nie wurde im Fach explizit gefragt, was Ästhetik, was Kunst sei, sondern ein vager unexplizierter Ästhetik-

Begriff stillschweigend vorausgesetzt, der irgendwie damit zusammenhing, dass es sich um das Sprechen und Spielen literarischer Kunstwerke handelte. Als ob das Ästhetische oder die Kunst in mündlicher Kommunikation darin bestehe, dass Sprachkunstwerke, ästhetische Texte, also schöne Literatur, gesprochen werden. Oft wurde der Kunst- und Künstlerbegriff der Genie-Ästhetik oder der Romantik unexpliziert vorausgesetzt. Es muss aber das Ästhetische außer im Text auch am Sprechen selber gefunden werden können. Das Ästhetische kann auch außerhalb des traditionellen Kunstgebietes gefunden werden. Als Anhaltspunkt dazu dient der Terminus ‚Spiel‘, der traditionellerweise innerhalb und außerhalb des Kunstgebietes benutzt wird. Das bedeutet, dass das Ästhetische eben eine besondere Qualität am Sprechen ist, dass es dazu besonderer Qualitäten beim Sprechenden, ebenso auf der Seite des Hörenden bedarf, um jene Qualitäten am Sprechprozess wahrnehmen zu können. Ästhetisch bedeutet wörtlich ‚wahrnehmungsbezogen‘. Dass, wenn auch ästhetisch, wenn auch Kunst es sich bei so bezeichneten Vorgängen immer noch um Kommunikation, immer noch um Sprechen handelt, dass also zwischen Kunst und Kommunikation kein Widerspruch besteht, da nicht beansprucht wird, dass das Ästhetische in der Kommunikation auf, höchstens dass es in sie eingehe. Damit ist meine Position immer noch sprechwissenschaftlich (Ästhetische Kommunikation ist eben Kommunikation), aber primär ist sie eine kunstphilosophische. Unabhängig davon, ob außer Gadamer, Schleiermacher und Brecht sich noch andere Vorbilder und Gewährsleute für meinen Ästhetik-Begriff finden - es bleibt, dass dieser Ästhetik-Begriff gar kein genuin sprechwissenschaftlicher, sondern ein allgemein philosophischer ist, der auch auf die Gegenstände der Sprechwissenschaft angewendet wird. Das ist es, was Lämke meint, wenn er meine Theorie ästhetischer Kommunikation ‚als Ansatz zu einer umfassenderen ästhetischen Theorie als eine in ihrer Tragweite noch nicht ganz wahrgenommene‘ bezeichnet.

So sehr ich mich über den Beitrag der Hallenser gefreut habe, eins hat mich doch geärgert: das Gendern mit der ‚Idiotenasteriskin‘! Wollen die mich ärgern, dachte ich, aber als sie ihren Artikel geschrieben haben, war meine Position im Gendestreit noch nicht bekannt. Oder ist es eine Verschwörung? Alle aus Halle. Alles Osis. Ich wollte schon die Herausgeber anmaulen, wieso sie mir das antun, aber dann las ich den Beitrag von Kathi Hanken-Illjes. Da wird zwar auch gegendert, mit Basis-Strich-Gap, mir aber zugeschrieben, dass ich ‚Widerspruch aushalten könne‘, und der ‚Anstrengung nicht aus dem Weg gehe‘, die entsteht, wenn man ‚unterschiedlicher Meinung‘ ist. Geschmeichelt von so viel Zuschreibung von Widerspruchstoleranz habe ich also darauf verzichtet, vom Verlag einen genderfreien Neudruck zu verlangen. Heißt aber nicht, dass ich nicht gemeinsam mit Lutz Götz (s.o.) das Gendern weiterhin für einen ungrammatischen Schwachsinn halte.

Wen die Gründe dafür interessieren, der lese meinen Text ‚Liebe Mitglieder*innen‘. Bitte bei mir bestellen, kommt als E-Mail-Anhang.

Claudia Polzin-Haumann



Mehr mündliche Kommunikation – aber wie? Ein Thema an der Schnittstelle von Bildungspolitik, Lehrerbildung und schulischer Praxis

Claudia Polzin-Haumann, eine polyglotte Romanistin und ebenfalls eine frühere Vizepräsidentin der UDS, konfrontiert mich abermals mit meiner nicht genügend genutzten Bilingualität. Das wäre ja ein Forschungsthema gewesen, ‚bilinguale Mündlichkeit‘, aber dazu soll in der Antwort auf Patricia Oster genug gesagt sein.

Hier ist mir wichtig meine Arbeit für den ‚Sprachenrat Saar‘. Albert Rasch, der Nestor der Angewandten Linguistik nicht nur an der Uds, hatte zu Anfang der 90er Jahre den Sprachenrat Saar gegründet als ein Forum von Institutionen (Universität des Saarlandes, Handwerkskammer, Industrie- und Handelskammer, Bildungsministerium usw.) zur Förderung der Mehrsprachigkeit im Saarland. Mein Freund und Projektpartner Lutz Götze hatte die Präsidentschaft des Sprachenrats bei seiner Pensionierung inne und stellte die Weichen, damit ich ihn im Vorsitz des Sprachenrats beerben konnte. Er stellte sie so, dass ich nicht Nein sagen konnte. Nachdem ich das Amt einmal innehatte, hätte ich auch gar nicht mehr Nein sagen wollen, denn ich fand es ausgesprochen interessant.

Albert Rasch wäre auch ein möglicher Beiträger für diese Festschrift gewesen. Aber als 90-jähriger schreibt er nicht mehr, verständlicherweise! So habe ich als 69-jähriger einen Beitrag für seine Festschrift zum 90 Geburtstag beigesteuert.

Insbesondere die Aufgabe des Sprachenrats, das Französische im Saarland zu fördern, faszinierte mich. Ich hatte ja einen Vater, der mit seinen Eltern aus Saarbrücken 1933 nach Vitry-le-François in der Champagne ausgewandert war. Damals war er ein fünfjähriger rheinfränkischer Dialektsprecher. Als er 1948 ins Saarland zurückkam, war er immer noch ein fünfjähriger Dialektsprecher, aber auch ein zwanzigjähriger Sprecher eines gebildeten Französisch. So blieb es sein ganzes Leben. Sein Französisch war vorbildlich, sein mündliches Deutsch kam nie über das hier verbreitete Hochsaarländische hinaus. Als frankophoner Angestellter der französischen Sequesterverwaltung der Völklinger Stahlwerke war er Angehöriger der französischen Communauté des politisch selbständigen, wirtschaftlich und währungsmäßig zu Frankreich gehörenden Saarlandes. Das war schon vor der Saarabstimmung nicht unproblematisch, aber nach 1955 richtig unangenehm. Ich bezog sehr oft von national gesinnten Schulkameraden Prügel mit der Begründung: ‚dei Vadder iss e Franzos‘. Wenn die gewusst hätten, was er wirklich war.... Französisch wurde abgelehnt, man konnte es in der Öffentlichkeit nicht sprechen, ohne böse Blicke zu ernten. 1955 verschwand es aus den Grundschulen. Erst in Quarta, also etwa 1963, hatte ich Französischunterricht, schlechten. Aus dieser Zeit rührt mein Traum, die Saarländer hätten nicht wie 1935 wieder ‚Heim ins Reich‘ gewählt, sondern Status quo, ein politisch selbständiges Saarland, das dann nach der Gründung der Keimzellen der heutigen EU den europäischen Weg hätte gehen können, Luxemburg ähnlich, und dann schon sehr früh eine Frankophonie hätte entwickeln müssen, denn die Vorläuferinstitutionen der

heutigen Europäischen Union waren viel frankophoner als die heutige Union. Später hieß es dann: wir sind das Französischste aller Bundesländer.....Ha, ha, ha.

Deswegen war ich als Vorsitzender des Sprachenrats elektrisiert von dem Teil der Frankreichstrategie der damaligen Landesregierung, Kramp-Karrenbauer 2014, in dem verkündet wurde: in 30 Jahren ist Französisch zweite funktionale Verkehrssprache in Wirtschaft und Verwaltung. Von den 30 Jahren sind 10 schon mal vorbei, ohne dass man mehr als einen Trippelschritt auf dieses Ziel hin unternommen hätte.

Die zweite Aufgabe des Sprachenrats war nach meiner Definition die Förderung der Herkunftssprachen der Migranten, und zwar nicht nur in Vereinen, sondern systematisch in der Schulbildung, Alphabetisierung für alle Migrantenkinder, deren Eltern es wollen, auf Türkisch, Russisch, italienisch, Arabisch, um nur die meistgesprochenen Migrantensprachen zu nennen. Man muss anerkennen, dass das Bildungsministerium sich hier anstrengt.

Wissend um die Eigenart der französischen Kultur- und Bildungspolitik und aus der Haltung heraus, dass unerbetene Einmischung immer kontraproduktiv ist, habe ich irgendwelche Aktivitäten des Sprachenrats in Richtung Förderung des Deutschen in Frankreich rundweg abgelehnt.



Karin Kröninger, Rhetorik und Führung

Roland Forster, Consulting: mündlich!

Eva Wessela, Mündigkeit durch Mündlichkeit – zeitlos zeitgemäß.

Thomas Pietzsch, Zur Agonie der Beredsamkeit

Ihr Lieben, bitte verzeiht, wenn ich eure Beiträge sozusagen zusammenfasse. Das hat einen systematischen Grund. Diese 4 Beiträge repräsentieren und spiegeln alle Facetten von rhetorischer Kommunikation und ihrer Didaktik im Gesamtfeld von politischer, beruflicher, wirtschaftlicher und Persönlichkeitsbildung. Dabei sind kommunikationspädagogische Bildungsprozesse immer alle 3 Bildungen gleichzeitig, nur in unterschiedlicher Akzentuierung, wobei die Opposition ‚Gewalt vs. Nichtgewalt‘ überall eine Rolle spielt, nicht nur in der politischen Bildung.

Ich war schon als Student der Sprechwissenschaft als Assistent in Kursen an der Europäischen Akademie Otzenhausen, so wie sie Eva Wessela beschreibt. Da war schon klar, dass politische Bildung immer auch Persönlichkeitsbildung ist: wie kann ich demokratisch handeln, ohne Demokrat zu sein? An der EAO, wenn sie ihr Angebot rhetorischer Bildung für Akteure der Wirtschaft öffnete, bei mir in meinen zahlreichen Nebentätigkeiten, Trainings, Coachings, Consulting, Supervision, im Felde der Kommunikation für Medien, Unternehmen, Verbände, Kammern usw. Es war klar, dass auch die berufliche Bildung, außer dass sie natürlich auch Persönlichkeitsbildung war, immer sogar auf verschärfte Art und Weise politische Bildung war. Ich habe es in einigen Publikationen umrissen, in den Seminaren immer wieder erfahren: in entwickelten Gesellschaften und hochkomplexen Produktions- und Managementsystemen sind partizipativ-kooperativ-demokratische Praktiken autoritären oder manipulativen überlegen. Sie sind nicht nur kommunikationsethisch verantwortbar, sondern schlicht effizienter, profitabler. Vor diesem Hintergrund erscheint die von Pietzsch angerissene Problematik von Gewalt und Dialog-agonie noch finsterer, weil in gewaltsamen und kommunikationsfeindlichen Prozeduren offenbar überhaupt keine Produktivitätspotentiale zu stecken scheinen, nicht einmal moralisch verwerfliche.

Die Beiträge von Kröninger und Forster illustrieren auch meine außeruniversitäre Berufserfahrung, dass Führung und Management, sobald Rhetoriker sich in ihnen bewegen, sofort an rhetorisch-didaktische Systematiken anschließbar werden.

Diese Nebentätigkeiten waren im Übrigen auch etwas, was mich in der philosophischen Fakultät verdächtig machte. Wieso kann der Geld nebenbei verdienen? Was ist das für ein Fach, das in der Wirtschaft gefragt ist? Bei den Psychologen, Wirtschaftswissenschaftlern und Juristen wäre solches Misstrauen nicht aufgetaucht. Die hätten verstanden, dass diese Trainings, Coachings, Consultings in Wirtschaft, Verwaltung, Medien und Politik nicht nur Geld einbrachten (ich gebe zu, dass es nicht wenig war), sondern zu meiner Lehre in der Sprecherzieherausbildung-DGSS und später im Master Sprechwissenschaft und Sprecherziehung notwendig dazu gehörten. Durch diese Nebentätigkeiten wusste ich, was auf dem Weiterbildungsmarkt los war, was

gefragt war, was nicht. Ich kannte Unternehmen, Verwaltungen, Medien von innen, kannte vor allem die Akteure zum Teil persönlich sehr gut. Ich wusste, wie man die rhetorischen Konzepte in die diversen Kontexte einbrachte, konnte all das ins Studium einbringen, zum Teil sogar Studenten zum Hospitieren und Assistieren mitnehmen. Mancher hat dadurch einen Markteinstieg gefunden.

Hinter allen 4 Beiträgen steht das Geißnersche Konzept von Rhetorik als politischer Bildung in unterschiedlicher Facettierung. Bei Wessela ist es politische Bildung pur, so wie ursprünglich am Institut für Rhetorik und Methodik in der politischen Bildung entwickelt. Bei Kröninger und Forster ist es berufliche Weiterbildung in der Wirtschaft, wobei die partizipative Gesprächs- und Rederhetorik auch als Organisationsrhetorik ihr politisches Potential nicht verliert. Bei Pietzsch scheint der Entstehungszusammenhang des Konzepts wieder auf. In der Demokratie geht es darum, miteinander zu reden, um Konflikte zu lösen, ohne brachial zu werden. Und wenn man miteinander redet, nicht verbale Gewalt auszuüben oder zu manipulieren, sodass jeder selbst entscheidet, wo er zustimmt und wo nicht. Nicht jede Mündlichkeit führt zur Mündigkeit, nur diese Art von Mündlichkeit, und sie setzt sie gleichzeitig voraus. Im Übrigen stammt der Slogan ‚Mündigkeit durch Mündlichkeit‘ nicht von Geißner, sondern von Ilse Schweinsberg-Reichert.

Es ist dieses kommunikationspädagogische Konzept, das Geißners große fachliche Leistung ist, nicht die Gegenstandskonstitution in der Sprechwissenschaft. Ich habe das sehr ausführlich aufgezeigt. Die Einsicht (und ihre pädagogische Umsetzung), dass eine partizipativ- demokratisch-kooperative Rhetorik in sich politische Bildung ist, auch wenn sie nicht Parlamentsreden und ihre Inhalte thematisiert, sondern schon, wenn sie Schüler zu produktiven Klärungsprozessen anleitet und wenn sie Teamgespräche in Unternehmen optimiert, indem den Teilnehmern Verantwortung zugestanden wird und sie nicht zu Befehlsempfängern degradiert werden.

Es ist insgesamt ein wirklich großartiges Konzept, das noch immer wirkmächtig ist, und auch von anderen Fachvertretern via Plagiat usurpiert worden ist. Man sieht: auch in der Konkurrenz um kommunikationsethische Exzellenz kann man zu unredlichen, manipulativen Mitteln greifen. Da mag es dann nicht verwundern, sondern nur betrüben, dass sogar der Erfinder dieses wunderbaren Konzepts zu unredlichen, manipulativen Mitteln griff, als er mich mit fairen Argumenten für seine Lehrstuhl-Nachfolge nicht verhindern konnte. Das gipfelte in dem seminaröffentlich vorgetragenen Entschluss, er müsse dafür sorgen, dass er einen moralisch einwandfreien Nachfolger bekomme. Desinformation, Verleumdung und üble Nachrede fühlten sich in der Konsequenz fast an wie Gewalt. Das spricht nicht gegen das Konzept, nur gegen den Konzeptionisten. Natürlich kannst du etwas vernünftiges, humanes, ethisch wertvolles entwickeln und ihm selber nicht genügen. Der alte Marx soll, als er ausnahmsweise mal Geld hatte, an der Börse spekuliert haben, erfolglos übrigens. Es ist nicht das, was den Sozialismus fragwürdig gemacht hat. Geissner hatte noch andere Züge gemeinsam mit Marx, außer dass er, wie Marx die Geschichte, die Sprechwissenschaft auf ihren Begriff gebracht habe und nach ihm eigentlich nichts

mehr zu sagen sei. Es ist der Ton seiner Polemiken. Marx und Engels, Lenin später sowieso, schreiben in Artikeln, die sich mit der zeitgenössischen Philosophie auseinandersetzen, in Parteitagereden, in ihrer Korrespondenz über Meinungsgegner und politische Konkurrenten auf eine so scharfe und herabwürdigende Art, die man nur als menschenverachtend bezeichnen kann. Wenn man so empfindet, ist es nur ein Schritt zur politischen Verfolgung, wenn man erst einmal die Macht hat. Man lese die Marx-Engels-Korrespondenz nach, die Stefan Heym seinem Lassalle-Roman beigelegt hat. Ferdinand Lassalle wird dort nur ‚der Itzig‘ genannt. Nicht antisemitisch, aber sonst genauso ätzend und verächtlich schreibt Geißner über seine wissenschaftlichen Opponenten, bzw. die, die er dazu macht. Beispiele dafür sind seine Polemik gegen Pabst-Weinschenk nach ihren Publikationen zu Drach und die Replik auf meinen Drach-Aufsatz von 2004. Auch diese Art der Auseinandersetzung hat mit Überzeugungsrhetorik und dialogischer Reziprozität wenig zu tun. Das Schlimmste ist, dass ich in meinen Texten diese Art von Polemik mitunter auch entdecke. Nicht ganz so ausgeprägt, aber die Herkunft so mancher Bosheit ist unverkennbar. Auch diese Art von Schwachsinn löst bei mir mittlerweile allergische Reaktionen aus.

Aber noch ein paar Worte zu dem Thema Gewalt, das bei Pietzsch anklingt. Der Artikel ist natürlich weit davon entfernt, das mit den Bezügen von ‚Gewalt‘ und ‚Kommunikation‘ oder ‚Rhetorik‘ umrissene Problemfeld auch nur annähernd zu sortieren. Er thematisiert Gewalt auf einer politischen Ebene, wo sie als Kommunikationsakt, also rhetorisch gelesen werden kann: die Terrorakte des IS, der Überfall auf Charlie Hebdo sind sicher Botschaften an den Westen. Aber die Taten des NSU waren das nicht. Sie wurden auch nicht propagandistisch aufbereitet. Sie waren der Anfang des von den NSU-Tätern gewollten Völkermords. Auch der Hamas-Überfall am 7.10.23 war zunächst kein Zeichen, sondern pure Faktizität, der Beginn einer zweiten Shoah. Die dabei entstehenden Handybilder und Videos sind zuerst so etwas wie Trophäen. Dann werden sie als Terrorpropaganda genutzt. Hoffentlich dienen sie eines Tages als Beweismittel vor Gericht.

Angeregt durch Pietzschs Beitrag möchte ich mir einen ganz anderen Aspekt von Gewalt ansehen: Gewalt in der Biografie eines, der sich als Exponent und Repräsentant einer bewusst gewaltfrei sein wollenden Rhetoriklehre versteht. Meine Generation, dazu zähle ich alle, die zwischen 1945 und 1960 geboren sind, ist aufgewachsen in einer Kultur, in der Gewalt Erziehungsmittel war. Prügel zuerst, aber auch Einsperren, Essensentzug, in die Ecke stellen, Ausgehverbote. All das waren Disziplinierungsmittel, die auf die Macht von Eltern, Erziehern, Lehrern zurückgingen, den Educanden körperliche Gewalt zuzufügen. Und so wurden wir verprügelt, von unseren Eltern, eher chaotisch, weil sie ihre Emotionen nicht im Griff hatten, von unseren Lehrern und den Geistlichen eher systematisch, weil die ihren Sadismus in feste Prozeduren gegossen hatten, wie das Apportieren des Stocks, mit dem auf die Hände geschlagen wurde, aus dem Klassenschrank, von älteren Schülern aus den oberen Klassen, die eine Kompensation brauchten. Und wir prügelten selber, sobald wir Klassen unter uns hatten, und führten im Wohngebiet brutale Kriege zwischen den Gangs der Kinder der unterschiedlichen Straßen.

Als junger Mann, der sich sehr für Entwicklungspsychologie und Psychoanalyse interessierte, habe ich mich immer vor dem Vaterwerden gefürchtet, weil insbesondere die Psychoanalyse nahelegte, dass wir zur Wiederholung der Traumatisierungen verurteilt seien, die wir selbst erlitten hatten. Als ich dann zum ersten Mal Vater wurde, war ich positiv überrascht und sehr erleichtert, dass es überhaupt keinen Wiederholungszwang gab. Es genügte, dass ich die Prügelmethode der Generation meiner Eltern falsch fand und mir vornahm, so etwas nicht zu tun. Es war auch kein Kampf gegen einen inneren Drang. Es hatte einfach die Vernunft gesiegt. Das kann einen aufklärerischen Optimismus befördern. Zumindest war diese Erfahrung der erste Schritt zu einer mit den Jahren immer kritischeren Sicht auf die Psychoanalyse. Kinder nicht zu verprügeln, heißt aber nicht, dass die Beziehungen ganz gewaltfrei sind. Ich schäme mich für verbale Wutausbrüche, die die Kinder alleine wegen der Lautstärke als gewaltsam empfunden haben müssen. Fortschritt ist eben immer relativ. Jenes erste Kind, der erste nicht geprügelte Sprössling der Gutenberg-Mischpoke, mein Sohn Tilman, war seit seinem 10. Lebensjahr ein Angler, das konnte er in unseren Campingferien in der Champagne im Obstgarten von Goncourt gut ausleben, weil die flache Kalklandschaft des Perthois voller kleiner Wasserläufe und Baggerseen war. Also waren wir auch oft in diesen typischen französischen Läden ‚Chasse et Pêche‘, in denen man jedwedes Zubehör bis hin zu Jagdwaffen kaufen konnte. In der Nähe unseres Camping-Obstgartens gab es in einem Dorf am Lac du Der einen solchen Laden, der gleichzeitig auch Brocante machte. Während Tilman nach immer raffinierteren Ködern suchte, entdeckte ich ein zierliches, schön gearbeitetes, sehr altes Springmesser. Die Feder funktionierte sogar noch. Köder und Messer gekauft, Vater und Sohn zurück im Wohnwagen, wo die Beute den anderen vorgezeigt wurde, da sprach der Sohn einen Satz, den manche als altklug bezeichnen, der aber einer Grundvernunft entstammt, die mit dem Erwachsenwerden oft verloren geht: ‚Ja, und das hat der Papa für sich gekauft, wenn er mal mit reden sich nicht weiterhelfen kann.‘

#



Kati Hannken-Illkes, Gründe haben (sonst kommt die Bundespolizei)

Thomas Pietzsch, Zur Agonie der Beredsamkeit

Katis Feedback auf meine Widerspruchstoleranz hat sich ja schon friedensstiftend ausgewirkt. Nun zu ihrer Anekdote: ganz hübsch, aber stimmt nicht. Wenn das Körperscanning freiwillig ist, dann bin ich nicht begründungspflichtig, dann ist die richtige Antwort auf die Frage ‚warum denn nicht?‘ – ‚das geht sie gar nichts an!‘ Wenn der Kontrolleur behauptet, ‚Sie müssen den Grund sagen, sonst muss ich die Bundespolizei holen‘, würde die gar nicht kommen, weil der Kontrolleur eine Weiterbildung braucht, in der er lernt, dass die Wahrnehmung von Autonomierechten wie dem Recht auf Selbstbestimmung nicht begründungspflichtig ist. Genauso wenig wie die Entscheidung, sich nicht gegen Corona impfen zu lassen, solange es eben keine Impfpflicht gibt. Deswegen weiß ich nicht recht, was uns diese Geschichte über ‚Gründe geben‘ und ‚Diskurspolizei‘ sagen soll.

Mir fällt eine andere Geschichte ein, die an die Grenze von Begründbarkeit führt, auch zu Thomas‘ Gewaltbeispielen. In einem Alter, als mein Zutrauen zur Wirksamkeit von Argumentation noch sehr viel größer war als heute, ließ ich mich sogar auf eine Diskussion mit einer Zeugin Jehovas ein. Ich gebe zu, dass die junge Frau, die mir an der Haustür den ‚Wachturm‘ hinhielt, gut aussah. Das mag, nicht rational, sondern triebgesteuert, meine Diskussionsbereitschaft gefördert haben. Natürlich ging es sehr schnell um Wissenschaft vs. Offenbarung, speziell um das Alter der Welt. Die Zeugen Jehovas nennen dieselbe Jahreszahl wie orthodoxe Juden, strenggläubige Muslime und evangelikale Christen. Natürlich verwies ich auf die wissenschaftlich datierbaren Fossilien, die in Lichtjahren zu messenden interstellaren Distanzen usw. Die Antwort? Gott hat zu Rosh-Ha-Shana vor 5784 Jahren die Welt ganz genauso erschaffen, wie wir sie vorfinden, inklusive der Fossilien und interstellaren Distanzen, die uns wissenschaftlich ein ganz anderes Alter angeben. Ich fragte: Und warum sollte Gott etwas so meschuggenes tun? Die Antwort haute mich erstmal um, konnte aber genau genommen gar nicht anders lauten: ‚Um unseren Glauben zu prüfen‘ - da war es, das Tertullianische ‚credo quia absurdum‘, der Glaube als radikaler Gegensatz zur bezweifelbaren, kritisierbaren, revidierbaren Überzeugung. Die Zeugen Jehovas sind nun keine aggressive Sekte. Sie missionieren nicht einmal richtig. Sie stehen mit ihrem ‚Wachturm‘ in der Gegend rum. Das soll die Leute ermahnen, die Bibel zu lesen, wer es tut und glaubt, ist gerettet, wer es nicht tut oder tut und doch nicht glaubt, ist eben verdammt. Dass sie überhaupt mit mir diskutierte, hatte auf ihrer Seite wahrscheinlich auch mit Hormonen zu tun.

Man stelle sich diesen Glaubensfanatismus nun aber nicht nur passiv vor (in den NS-Lagern haben sie viel gelitten, die ‚Bibelforscher‘, Martyrien im wahrsten Sinne des Wortes), sondern aggressiv: dann sind wir bei den Dschihadisten, von denen Pietzsch spricht, die für ihren Glauben nicht nur sterben, sondern auch morden. Das es sogar beim IS Aussteiger gibt, nährt eine gewisse Resthoffnung auf Vernunft. Aber solche geschlossenen, letztlich paranoiden Glaubenssysteme zerbrechen nicht unter den

Schlägen vernünftiger Argumente, sondern sie bekommen Risse durch einschneidende Erlebnisse und Erfahrungen, die die Glaubensgewissheiten erschüttern. Erst dann hat der Dialog eine Chance. Erst dann kann man anfangen, unsere Textsammlung zur Eristik zu benutzen, um Trugschlüsse zu entlarven. Das mag dann ganz nützlich sein, aber das Wichtigste ist vorher passiert: der Zusammenbruch des Glaubenswahns, oder wenigstens einige Risse im geschlossenen System, durch die Vernunft einsickern kann.